

How

Andrin
3. dt.
Ver-
gung

1907

h
2 a



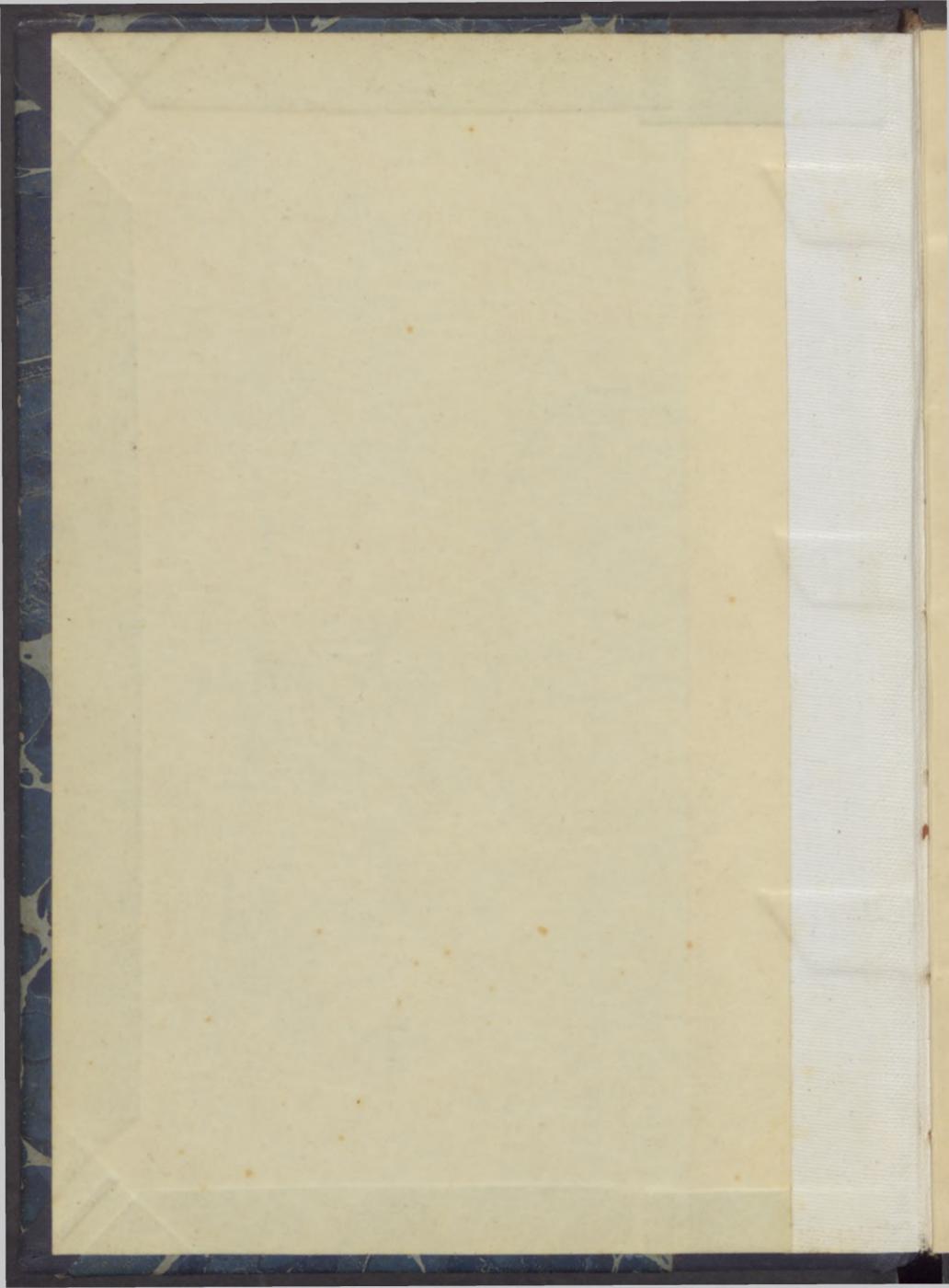
Prothow

Begründerin-
nen d. dt.
Frauen-
bewegung

1907

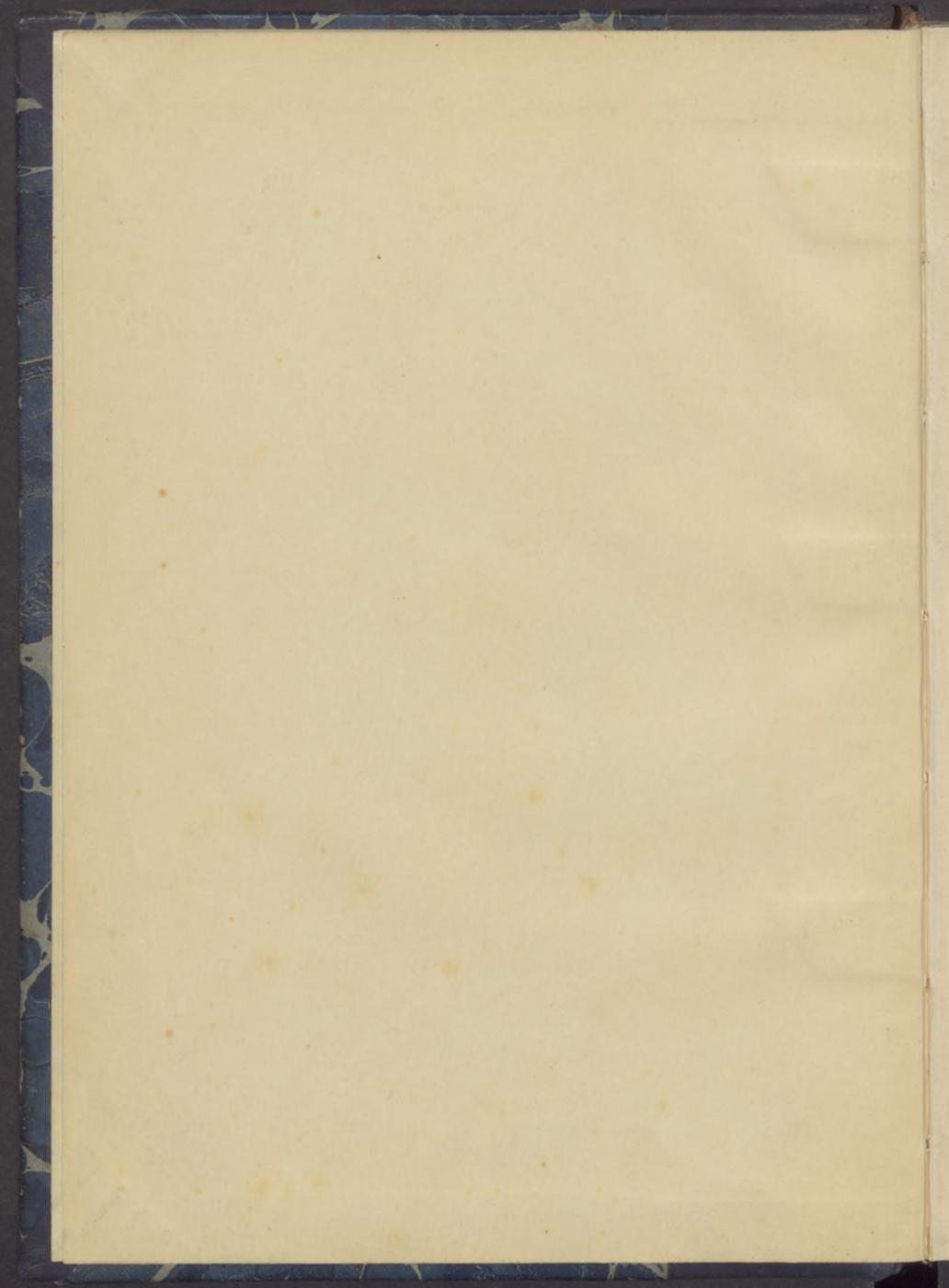
A h

192 a



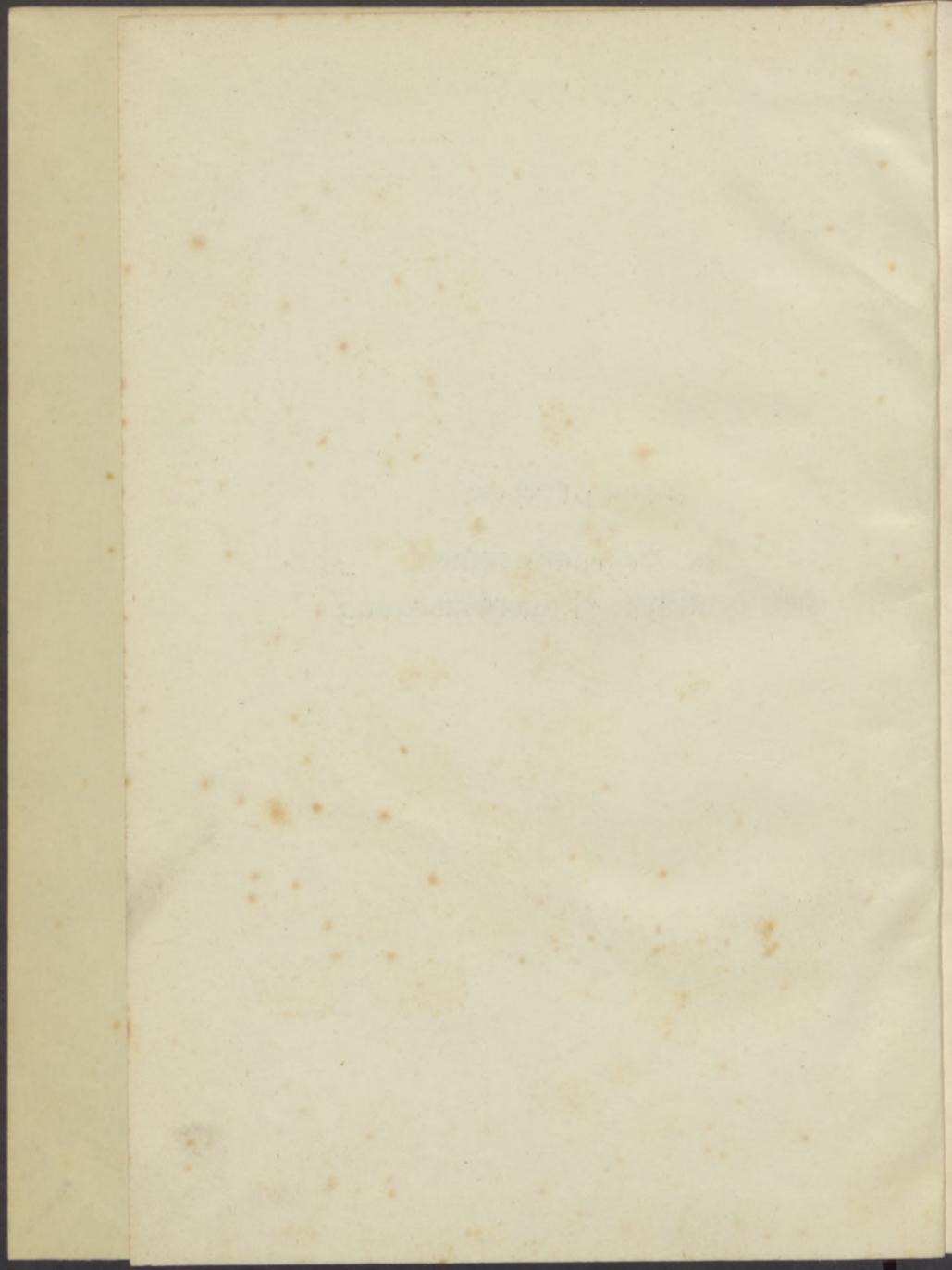
Das Plakat

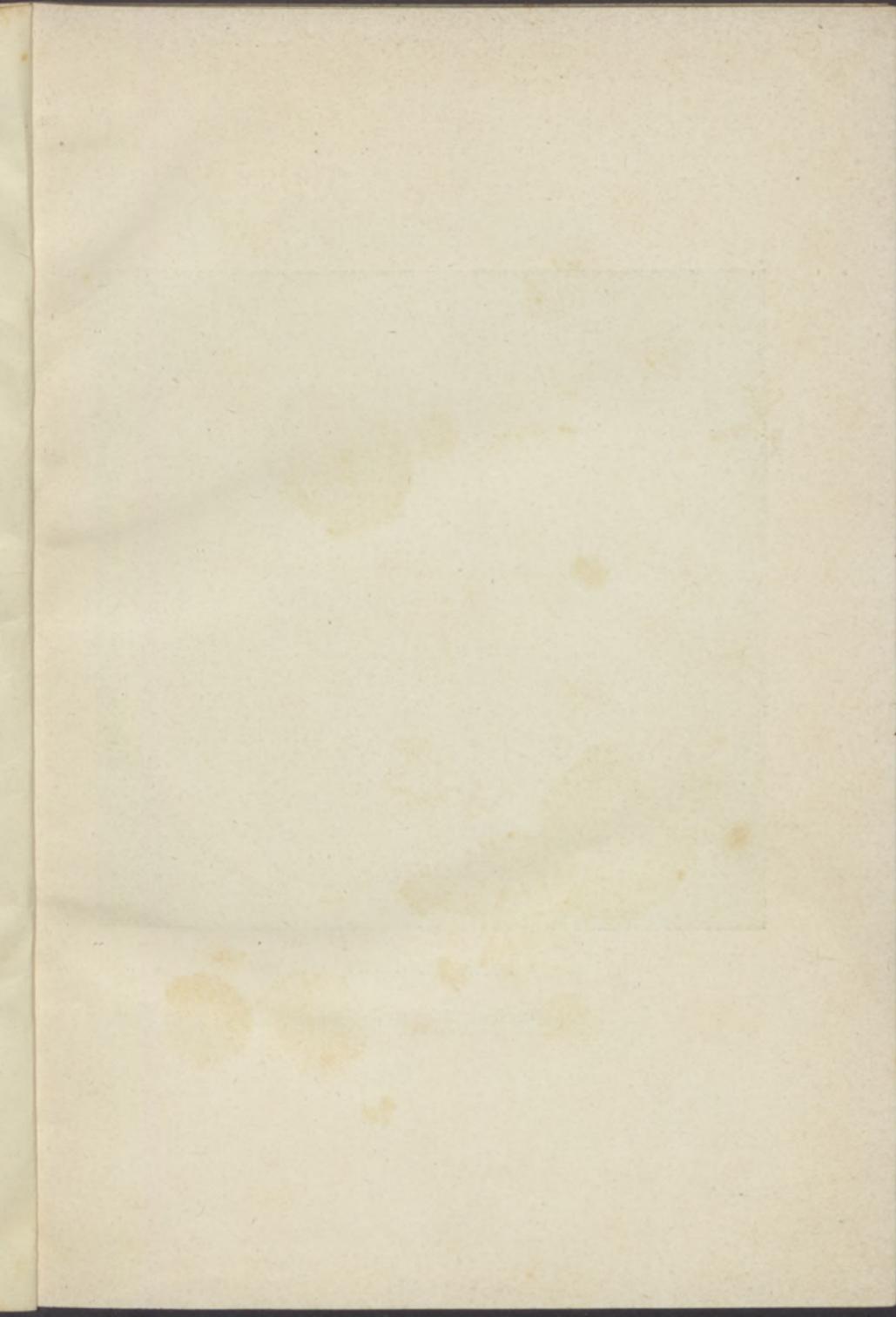
Die Bedeutung
der weiblichen Frauenbewegung



Anna Plochow

Die Begründerinnen
der deutschen Frauenbewegung







Louise Otto-Peters

(Von ihrem Leipziger Denkmal)

282005

1-1
R. B.

Die Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung

Von

Anna Plothow

Mit 24 Illustrationen

Zweite Auflage

Leipzig

Verlag von Friedrich Rothbarth, G. m. b. H.

1907



656312

D. 125/92

128



Als die stärkste Flutwelle des geistigen Lebens des letzten halben Jahrhunderts dürfen wir unzweifelhaft die Frauenbewegung betrachten. So tief einschneidend in unser Kulturleben der gleichzeitige Emanzipationskampf des vierten Standes, des Arbeiters, sein mag, es handelt sich in ihm schließlich doch nur um die wenn auch nach Millionen zählenden Glieder eines Standes, während die Frauenbewegung die Angehörigen aller Stände und Volksschichten in allen Kulturländern, die Menschenrechte der einen Menschheitshälfte in beiden Hemisphären umfaßt. Das Mündigwerden der Frau stellt eine Geistesrevolution dar, deren Ausstrahlungen in der altasiatischen Kultur Japans und Chinas ebenso spürbar sind wie in den Märchenreichen Indiens, deren freier Flügelschlag ebenso kräftig an die junge Kulturwelt der australischen Inseln rührt, wie an die rasch emporblühenden Länder des westlichen Amerika, deren letzte Zuckungen erst

an den Pyramiden der ägyptischen Wüste sich brechen und deren hellste Gedanken im höchsten Norden Europas, im Lande der Mitternachts-sonne und der tausend Seen, in Finnland, mit ungebrochener Stärke leuchten.

Wie der Sturm den Samen derselben Pflanze auf starkem Fittich weithin trägt und ihn an Stand-orten keimen macht, die durch Meere und weite Landstriche geschieden sind, so sehen wir auch diese Bewegung in den verschiedenen Ländern spontan entstehen. Anscheinend unabhängig von einander und doch im stillen beeinflusst und immer demselben Nährboden entsprossen, der nach Freiheit lechzenden Menschheitsseele, deren Entwicklung in unseren Zeiten so weit vorgeschritten ist, daß sie überall revidierend in jene Bezirke ihres eignen Seins eingreift, wo Rassen, Völker, Stände oder gar ein ganzes Geschlecht in Hemmung ihrer Entwicklung hinter der Allgemeinentfaltung zurückgeblieben sind.

Nur aus diesem gemeinsamen Wurzelgrund lassen sich die gleichen Ziele und der gleiche Entwicklungsgang und Kampf der Frauenbewegung in so räumlich entfernten Ländern erklären.

Die Aufgabe dieser kleinen Schrift kann es nicht sein, diesen Zusammenhang überall nachzuweisen. Sie will nur ein erhellendes Schlaglicht

auf die Begründung der deutschen Frauenbewegung und die ersten Trägerinnen der Ideen in unserem Vaterlande werfen.

Suchen wir nach dem Ursprung der deutschen Frauenbewegung, so müssen wir vor allem die deutschen Klassiker nennen, daneben aber die durch die französische Revolution geweckten Ideen von Freiheit und Menschenrechten. Weiter aber leiten die feinen Wurzelfasern zum Pietismus hin, der dem weiblichen Gemüt Vertiefung und Innerlichkeit, zu der Reformation, die eine kräftigere Denktätigkeit im Prüfen und Zweifeln in Glaubensdingen auslöste, zur mittelalterlichen Renaissance mit ihrer Entfaltung vollen Menschentums, zur Minnesängerzeit mit der aus ihr geborenen Verklärung der sinnlichen Liebe der Geschlechter. Und auch den starken Einfluß des Christentums dürfen wir nicht verkennen, den es trotz aller späteren frauenfeindlichen Scholastik in seiner ursprünglichen Gestalt auf die geistige und sittliche Wertung der Frau ausübte. Aus dem sinnlichen Niveau der Töchter Zions heben sich klar umrissen die herbkeuschen Silhouetten der begeisterten gläubigen ersten Christinnen ab, die wir im Gefolge Jesu und der Apostel sehen.

So ist das Trachten der Frau nach selbstständiger Entfaltung ihrer Persönlichkeit, das wir

als die Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts bezeichnen, eine durch Jahrtausende vorbereitete Blüte am Baume der Menschheit.

Wir haben die Werke der deutschen Klassiker als den Nährboden der deutschen Frauenbewegung genannt. Aber nicht unter den interessanten und zum Teil weithin leuchtenden Frauengestalten, die den Umgangskreis unserer Dichterheroen ausmachten, haben wir die ersten Anhängerinnen der Frauenfrage zu suchen. Bei ihnen war das geistige Leben noch zu ausschließlich Persönlichkeitskultus. Man wollte sich selber entwickeln und vertiefen, aber man fühlte sich noch nicht solidarisch mit seinem Geschlecht.

Die erste Frau, die an der Grenze zwischen dem Ichdenken und dem Sozialdenken stand, war Rahel Barnhagen. Sie ahnte die kommende Entwicklung gleichsam vor, wenn sie einmal sagt: „Es ist Menschenunkunde, wenn die Leute sich einbilden, unser Geist sei anders und zu anderen Bedürfnissen konstituiert, und wir könnten z. B. ganz von des Mannes oder Sohnes Existenz mitzehren. Diese Forderung entsteht nur aus der Voraussetzung, daß ein Weib in ihrer ganzen Seele nichts Höheres kennt, als gerade die Forderungen und Ansprüche ihres Mannes in der Welt, oder die Gaben und Wünsche ihrer Kinder:

dann wäre jede Ehe, schon bloß als solche, der höchste menschliche Zustand. So aber ist es nicht; man liebt, hegt, pflegt wohl die Wünsche der Seinigen, fügt sich ihnen, macht sie sich zur höchsten Sorge und dringendsten Beschäftigung; aber erfüllen können sie uns nicht oder auf unser ganzes Leben hinaus stärken und kräftigen. Dies ist der Grund des vielen Frivolen, was man bei Weibern sieht: sie haben gar keinen Raum für ihre eignen Füße, müssen sie nur immer dahin setzen wo der Mann eben stand und stehen will; und sehen mit ihren Augen die ganze bewegte Welt, wie etwa einer, der wie ein Baum mit Wurzeln in der Erde verzaubert wäre: jeder Versuch, jeder Wunsch, den unnatürlichen Zustand zu lösen, wird Frivolität genannt; oder noch für strafwürdiges Benehmen gehalten.“

Rahels Streben war von Jugend auf auf das elementarste aller Menschenrechte, auf freie naturgemäße Ausbildung ihrer Kräfte und Fähigkeiten, auf ungehinderte Selbstbestimmung gerichtet. Dazu möchte sie auch ihre Schwestern erziehen, möchte die Frauen frei machen von dem ewigen Nachbeten der Meinung andrer. „Die unaktiven Köpfe, die ihre Bildung nicht selbst produzieren, sind unerträglich. Selbstprüferin, Selbstdenkerin, originell soll das Weib werden!“

Den kurz vor ihrem Tode auftauchenden Saint-Simonismus nahm Rahel mit Begeisterung auf. Sie findet in ihm ihre alten Themen wieder: „Die Erde verschönen, Freiheit zu jeder menschlichen Entwicklung.“ Aber die Kraft dieses seltneren und feineren Geistes erschöpft sich im Durchdenken der Probleme, die Taten bleiben späteren Generationen überlassen.

Jene Jahrzehnte der Stille und Enge, in denen das geistige und politische Leben Deutschlands eingeschlafen schien, waren die rechte Zeit für das Auswirken der Ideen unsrer großen Denker und Dichter. Und so traf die politische Bewegung von 1848 ein an Idealen reiches, auf geistige Kämpfe vorbereitetes Geschlecht.

„Wenn die Zeiten gewaltsam laut werden, so kann es nicht fehlen, daß auch die Frauen ihre Stimme vernehmen und ihr gehorchen!“ Mit diesem Schlachtruf erhob Luise Otto, die eigentliche Begründerin der deutschen Frauenbewegung, die Fahne zum Kampfe für die Befreiung ihres Geschlechts aus wirtschaftlicher und sozialer Unselbständigkeit, aus geistiger und rechtlicher Unfreiheit, aus dem Banne von Unwissenheit, tyrannischer Konvention und engherziger Sitte. In ihr war kein persönliches Wünschen und Verlangen, als eine Idea-

listin kämpfte sie um die Befreiung ihres Geschlechts.

Das Wort „Emanzipation“ hatte durch das junge Deutschland, jene nach Freiheit ringende, gärend unklare literarische Richtung, die durch eine falsche Auslegung der St. Simonschen Ideen die „Emanzipation des Fleisches“ predigten, einen üblen Nebensinn bekommen. An den Frauen der demokratischen Bewegung war es, dem Wort seinen rein idealen Inhalt zurückzugeben.

Das erste öffentliche Hervortreten Luise Ottos geschah als politische Dichterin. Der Lyrik der Märzbewegung war nicht zum kleinsten Teil jene Begeisterung zu danken, die Männer und Frauen mit flammender Hingabe für die politischen Ideale erfüllte und sie mit beispiellosem Opfermut ihre Kräfte für die Befreiung des deutschen Volkes aus dem dumpfen Druck der Bevormundung und Engherzigkeit, aus Zerrissenheit und politischer Ohnmacht einsetzen hieß.

Herweghs „Lieder eines Lebendigen“ gingen von Hand zu Hand, Robert Prutz, Alfred Meißner und Herloßsohn erweckten mit ihren Dichtungen überall tiefen Widerhall. Ja, Karl Beck's „Gepanzerte Lieder“ übten auf Tausende von Zeitgenossen eine gradezu berauschte Wirkung aus. In den Chor dieser Lieder des Völkerfrühlings

mischte sich auch die Stimme eines „sächsischen Mädchens“, Luise Ottos.

Diese erste politische Dichterin Deutschlands, deren flammende Lieder man in neuester Zeit oft mit Ada Negris sozialpolitischen Gesängen verglichen hat, stammte aus einer bürgerlich wohlhabenden Familie der alten Stadt Meißen bei Dresden.

Ihr Vater war Jurist und bekleidete den Posten eines Gerichtsdirektors. Er war der Sproß einer alteingeseffenen Gelehrtenfamilie; nicht ohne Kampf gegen den patrizisch gesinnten Vater, einen hoch angesehenen Arzt, setzte der junge Advokat es durch, die mittellose Tochter eines Künstlers, eines geschätzten Malers der Meißner Porzellanmanufaktur, zu ehelichen.

Mit der schönen und liebenswürdigen Charlotte Matthäi kam heller Sonnenschein in diese Ehe. Selbst der anfangs so widerspenstige Schwiegervater rühmte noch auf dem Sterbelager die zarte Sorge und hingebende Pflege dieser Schwiegertochter. Sie machte ihrem Gatten und ihren vier Töchtern das Haus zu einer Stätte des Friedens und der Freude. Luise war das jüngste Kind dieses glücklichen Paares und als ein überaus zartes Geschöpf, das erst mit vier Jahren laufen lernte, war sie besonders viel auf die

Mutter angewiesen. Auf ihrem Schoße sitzend machte sie die erste Bekanntschaft mit Schillers Werken, dessen Idealismus die befruchtende Kraft ihres Geistes wurde.

Die geistigen Interessen in Luifens Elternhaus hatten einen dreifachen Brennpunkt: Schiller, die griechischen Freiheitskämpfe und die Romantik. Webers „Freischütz“, der musikalische Ausdruck der letzteren, war dem Ehepaar ebenso teuer wie später ihrer Tochter Luise Richard Wagners Musikdramen.

Der Gerichtsdirektor Otto war weder Politiker noch Parteimann, doch nahm er regen Anteil an allen Weltereignissen. Er hielt mehrere politische Zeitungen, die er mit ins Wohnzimmer brachte, um sie seiner Frau und seinen Töchtern zu lesen zu geben, damit auch sie wüßten, was in der Welt vorgehe.

Ebenso studierte er eifrig die Landtagsverhandlungen und teilte sie ihnen im Auszuge mit. Als die Geschlechtsvormundschaft über die Frauen aufgehoben wurde, verkündete er dies freudestrahlend seiner Gattin. Auch die Kinder wurden herbeigerufen und ihnen mit einer gewissen Feierlichkeit erklärt, daß durch das neue Gesetz die Frauen mündig gesprochen wären, während man sie bislang in vermögensrechtlichen Angelegenheiten als

Kinder behandelt habe, und der Tag ward im Hause dieses vorurteilslosen Juristen als ein Festtag begangen.

Unter so milder, gleichmäßig warmer Liebe und den mannigfachen geistigen Anregungen, zugleich durch die praktische Mutter in alle Kenntnisse zur Führung eines großen Haushalts gründlich eingeweiht, wuchs Luise heran. Einen geordneten öffentlichen Schulunterricht gab es damals noch nicht. Die Kinder mehrerer Familien, Knaben und Mädchen, wurden zusammen von einem Hauslehrer unterrichtet. So empfing auch Luise ihre Bildung. Das meiste daran war allerdings dem Einzelstudium überlassen.

Die Sommermonate brachte die Familie Otto in einem Sommerhause auf einem ihr gehörigen, nahe bei Meißen an der Elbe gelegenen Weinberg zu. Hier erwuchs in Luise jene tiefe Liebe und jenes innige Vertrautsein mit der Natur, das ihre Gedichte durchleuchtet und bis ans Ende die reine Beglückung ihres Lebens blieb.

Starke Charaktere hämmert das Schicksal mit schweren Schlägen sich zurecht. Vierzehn Jahre alt verlor Luise ihre älteste, reichbegabte und innig geliebte Schwester Klementine, die stolze Hoffnung der Familie, und als Siebzehnjährige weinte sie am Grabe ihrer beiden Eltern, die

ihr der Tod kurz hintereinander innerhalb weniger Wochen entriß.

Diese Vernichtung ihres Kindheitsglückes und die darauf folgende Vereinsamung — beide Schwestern verheirateten sich bald und Luise blieb unter der Obhut einer alten engherzigen Tante allein — drängten das zarte schwärmerische Mädchen zu immer ausschließlicherer Versenkung in die eigne Innenwelt. Nur in Gedichten machte sich ihr Fühlen Luft, wie es ihre Gewohnheit von Kindheit an gewesen war.

„Träumen und Dichten“ bildeten jetzt den Inhalt ihres Lebens. Eine tiefe Religiosität, zu der schon die Mutter den Grund gelegt, durchzog des Mädchens ganzes Wesen. Sie erfaßte das Christentum in seinem Kern und suchte seinen sittlichen Idealen nicht allein nachzuleben, sondern auch andere anzufachen, sie ins Leben zu übertragen. Aber dieser warme ehrliche Glaube an einen persönlichen Gott der Liebe, dem sie bis ans Ende treu blieb, hatte nichts zu tun mit Unduldsamkeit, Heuchelei und Glaubenszwang, und so konnte sie später unbeschadet ihrer religiösen Richtung gegen alles Muckertum und alle Pfaffenwirtschaft, gegen Jesuiten und Denkknebelung zu Felde ziehen. Luise Otto, die jetzt zur Jungfrau herangeblüht war, war trotz ihrer gebrech-

lichen, ein wenig verwachsenen Gestalt, mit dem zarten Teint, dem schönen blonden Haar und den seelenvollen blauen Augen, eine fesselnde Erscheinung. Ihre Lieblingslektüre waren damals Ernst Schulzes Heilige Cäcilie, Jean Paul, Byron, Young, Klopstocks Messias, Liedges Urania. „In ihren nachgelassenen Schriften“, sagt ihr Biograph Kösch, „bezeichnet sich Luise Otto selbst in jener Zeit als eine Menschenseele, die genährt war mit Schillerschem Pathos, den schwärmerischen Träumen der Romantiker und Jean Pauls, in der Theodor Körners patriotische Begeisterung noch nachzitterte, die in der zeitgenössischen Literatur der Juli- und Polenrevolution nachspähte und die sich liebevoll und begeistert in Byron vertiefte.“

Aber neben dieser von der Mutter ererbten Begeisterungsfähigkeit entwickelte Luise Otto doch in sich immer kräftiger den ihr vom Vater übernommenen Geist der logischen Weltbetrachtung, jenen unbestechlichen Wirklichkeitsinn, der durch den schönen Schein unbeirrt immer zum Kern der Sache hindurchdrang und ohne den sie nie die tatkräftige Organisatorin ihres Geschlechts hätte werden können.

Schon in dieser frühen Periode wurde diese durch Nachdenken und strenge Selbstprüfung wie

durch erfahrenes Herzeleid gefestigte und geläuterte dichtende Kleinstädterin zur sozialen Dichterin. Mit hellen Augen sah sie in die Welt, unerschrocken sann sie über Menschenrechte, über die Bestimmung des Weibes, über seine Stellung zum Manne und zur Gesellschaft nach, und als die Revolutionsbewegung einsetzte, verlangte sie mit vollem Bewußtsein die Teilnahme der Frau an der Neugestaltung des Vaterlandes.

Der soziale Horizont Luizens erweiterte sich bedeutend durch eine Besuchsreise zu ihrer in Oberan im sächsischen Erzgebirge verheirateten Schwester. Dort lernte sie das furchtbare Elend der armen Weber und Klöpplerinnen kennen, das im schreienden Gegensatz zu dem üppigen Leben in den reichen Fabrikantenhäusern stand. War es doch die Zeit der durch das heraufkommende Maschinenzeitalter nun auch in Deutschland beginnenden gewaltigen volkswirtschaftlichen Umwälzungen die die Erzeugung der Waren aus Hausindustrie und Handwerk in die Fabriken verlegte und damit Millionen Hände handarbeitender Männer und Frauen arbeitslos machte. In Oberan entstand Luise Ottos ergreifendes Gedicht:

Klöpplerinnen.

„Seht ihr sie sitzen am Klöppeltischen,
Die Wangen bleich und die Augen rot!

Sie mühen sich ab für einen Bissen,
Für einen Bissen schwarzes Brot!

Und das da schließt:

„Ihr schwelgt und prasset, wo sie verderben,
Genießt das Leben in Saus und Braus,
Indessen sie vor Hunger sterben,
Gott dankend, daß die Qual nun aus!

— — Seht ihr sie sitzen am Klöppelkissen,
Und fühlt kein Erbarmen in solcher Zeit,
Dann werde Euer Sterbekissen
Der Armut Fluch und all ihr Leid!

In dieser Zeit war es, daß Luise in einer schlaflosen Nacht den Entschluß faßte, dem herkömmlichen Frauenlos, Gattin und Hausfrau zu werden, zu entsagen und als Dichterin nur ihren Idealen zu leben.

Wer aber wollte der Stimme der Natur in einem jungen Herzen Schweigen gebieten, noch dazu, wenn es das feurige Herz einer Dichterin ist? Schon bei der Rückkehr von Öderan lernte die einundzwanzigjährige Luise bei einer Freundin in Dresden, wo sie sich längere Zeit besuchsweise aufhielt, einen jungen Literaten, Gustav Müller, kennen, zu dem sie sich augenblicklich hingezogen fühlte. Ein schöngeistiger Briefwechsel begann, dem schon nach wenigen Monaten, im Juli des

Jahres, die Verlobung folgte. Luise Otto war glückliche Braut und nähte wie andere Mädchen jener Zeit eigenhändig ihre Ausstattung. Aber nicht in des Hauses beglücktem Kreise sollte sich dieses Mädchenleben vollenden, das Schicksal hatte anders über sie beschlossen. Bei dem Bräutigam zeigten sich bald die Spuren derselben vernichtenden Krankheit, an der Luise schon ihre Mutter und ihre Schwester verloren hatte, der Lungenschwindsucht. Als es mit ihm zu Ende ging, eilte Luise an sein Krankenbett und pflegte ihn wochenlang mit der höchsten Aufopferung. In ihren Armen starb er Ende April 1841.

So hatte das bräutliche Glück nur wie ein Hauch diese reine Mädchenstirn geküßt, mit dem Tod des Geliebten schien es versunken für immer. Eine furchtbare Leere herrschte jetzt in Luises Innern, und um sie nur irgendwie auszufüllen, nahm sie ihre Studien wieder auf. Sie beschäftigte sich mit Naturwissenschaften und Philosophie, nahm Unterricht im Malen und Zeichnen und studierte Französisch, um die Werke der George Sand, Lamartines, Viktor Hugos und anderer in der Ursprache lesen zu können.

Allmählich ward aus der Unterhaltung ernste Beschäftigung, die alten Träume von Dichterruhm und einer führenden Stellung im Kampfe der

Geister tauchten wieder auf. Sie machte literarische Bekanntschaften und führte Briefwechsel mit den Dichtern Herloßsohn und Meißner, mit Tiedge und dem Literarhistoriker Klemm.

Auch produktiv wurde sie wieder. Der Dyrker Ernst Schulze, ein Verwandter von ihr, suchte einen Verleger für ihre Gedichte, die schon ihr Verlobter hatte herausgeben wollen, als sein Tod dazwischen trat. Der Buchhändler Wienbrack, an den er sich wandte, erklärte schon damals, „Verse hätten keinen Absatz“, die talentvolle Verfasserin solle sich doch im Roman versuchen. So schrieb Luise Otto als dreiundzwanzigjähriges Mädchen ihren Roman „Ludwig der Kellner“, der als erster sozialer Roman in Deutschland 1842 erschien. Der Schluß der Vorrede ist bezeichnend für ihre ganze Richtung, und so viel Anfechtung er ihr damals von der guten Gesellschaft eintrug, die das Buch als phantastisch und als einen Angriff auf die Anschauungen des Philistertums ansah, so prophetisch klingt er: „Und schau ich mich um in der Gegenwart, sehe ich den Kampf neuer Lebenselemente mit alten Vorurteilen, sehe ich junge, neue Triebe und grünes, markiges Leben, wo sonst noch alles ohne Regung, ohne Kraftäußerung war — so glaube ich einigen Kalendermachern, die uns die Wendepunkte der Jahres=

zeiten bestimmen wollen, und sage mit ihnen: Wir haben Frühlingsanfang, und kommt der Frühling nicht heute, so kommt er doch bald!" Von einem Teil der Kritik wurde bereits damals trotz aller Vorwürfe Luise Ottos vielversprechendes Talent erkannt. Weitere Romane folgten rasch. Ein im Jahre 1844 veröffentlichter, „Die Freunde“, mit burschenschaftlichen Tendenzen, war die Frucht eines Ausflugs nach Thüringen und eines Besuches bei „Vater Sahn“, der die junge Bardin herzlich willkommen hieß. Das Honorar für diesen Roman verwandte Luise Otto zur Erfüllung eines langgehegten Wunsches, zu einer Reise durch die deutschen Gauen, die sie selbständig und ganz allein unternahm.

In den Kreisen ihrer Bekannten galt diese Reise als ein abenteuerlicher Zug ins romantische Land, über den die Meißner Philister die Köpfe schüttelten. Luise Otto, die diese Reise in dem reizenden Buch „Frauenleben im deutschen Reich“ sehr frisch und anziehend geschildert hat, sagt dazu: „Freilich war es eine Seltenheit, daß Damen allein reisten, und nun vollends zum Vergnügen, und vollends junge! Was jetzt ein Alltägliches, war damals ein Wagnis, es war ein Emanzipationsversuch beinahe der bedenklichsten Art.“

Der Kulturhistoriker Klemm in Dresden hatte



ihr den Plan zu dieser Reise entworfen, sie ging über Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Reinhardsbrunn, Minden, Weserfahrt bis zur Porta Westfalica, Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Leipzig.

„Es war dies um 1845 eine ‚große Reise‘ von Meissen aus“, erzählt Luise Otto in dem genannten Buch, „denn in Leipzig endete die Eisenbahn und in Hannover begann sie erst wieder. Auch gab es noch keinen Bäderer zum Führer, Ludwig Bechsteins ‚Thüringen‘ im ‚Malerischen Deutschland‘ mit den schönen Stahlstichen war mein Vorstudium“.

Von dieser Reise brachte Luise Otto eine Fülle äußerer und innerer Eindrücke mit. Sie hatte unterwegs vielfach erfahren, daß ihr Name bekannt und anerkannt sei. Ein Herbstaufenthalt in Leipzig vermehrte noch ihre literarischen Beziehungen. Schon früher war sie in Verbindung mit Ernst Keil getreten und schrieb für seine Zeitschrift „Planet“ und später für die „Gartenlaube“ Artikel über Zeitfragen, über Frauenrecht usw. Doch unterzeichnete sie auf seinen Wunsch mit dem Pseudonym „Otto Stern“, da es noch „nicht üblich“ war, daß Frauen über derartige Dinge schrieben. Ernst Keil fand, daß sie „zur Journalistin geboren sei“, und dieser

Ausspruch spornte sie an, in der Tagespresse agitatorisch für ihre Ideen zu wirken.

Schon seit 1843 war sie Mitarbeiterin der von Robert Blum herausgegebenen „Vaterlandsblätter“. Robert Blum hatte in einem Artikel die Frage aufgeworfen: „Haben die Frauen ein Recht zur Teilnahme an den Interessen des Staates?“ Darauf kam eine Antwort, in der klar und dabei mit Enthusiasmus begründet wurde: „Die Teilnahme der Frauen an den Interessen des Staates ist nicht allein ein Recht, sie ist eine Pflicht der Frauen“. Unterschrieben war dies „Eingefandt“ mit „Ein sächsisches Mädchen“. Die Verfasserin war Luise Otto. Seitdem war sie Mitarbeiterin der genannten Zeitschrift und in dem von Robert Blum herausgegebenen Volkstaschenbuch „Vorwärts“ für das Jahr 1847 entwickelte sie in dem Artikel „Die Teilnahme der weiblichen Welt am Staatsleben“ bereits eine Art Programm der Frauenbewegung. Sie fordert eine bessere und vertiefte Erziehung der Frauen, nationale Bildung, darum vaterländische Geschichte. Bildungsgelegenheiten über die Schulzeit hinaus und Erziehung der Frauen zu wirtschaftlicher Selbstständigkeit.

Zimmer enger schloß sich Luise Otto den

Führern der Demokratie an. Auch der eben aufkommende Ultrakatholizismus übte eine tiefe Wirkung auf ihr Gemüt aus. Sie hörte in Dresden die begeisterten Predigten Kongs und seine Worte bestärkten sie in ihrer Religiosität wie in ihrer Abneigung gegen Papsttum und Jesuitismus. All diese Stimmungen und Ideen klingen in ihren nächsten beiden Romanen wider: „Schloß und Fabrik“ und „Römisch und Deutsch“. „Schloß und Fabrik“ wurde wegen „aufrührerischen Inhalts“ konfisziert und erst auf persönliches Bitten der Dichterin beim sächsischen Kultusminister, der mit Erstaunen als die Verfasserin des gefährlichen Buches ein junges bescheidenes Mädchen vor sich sah, freigegeben. Allerdings erst nachdem einige besonders bedenkliche Stellen ausgemerzt waren. Der Roman, der die Not der Weber im sächsischen Erzgebirge behandelte, machte großes Aufsehen und gewann der Autorin ebensoviel Anhänger wie Feinde. Durch ihre im selben Jahre veröffentlichten „Lieder eines deutschen Mädchens“ aber wurde sie mit einem Schläge populär. Man sang und deklamierte überall die Verse der Dichterin, die nach Herweghs Worten ein „Schwert in Myrten“ tragen wollte. So rief sie ihren Schwestern zu:

Ihr Glücklichen, ihr mögt in eurem Frieden
Den Gatten weihn zum Kampf fürs Vaterland,
In euren Kindern Streiter ihm erziehen.

Ich aber habe nichts ihm, nichts zu bieten,
Als meiner Lieder kühnen Freiheitsbrand,
Das einzige, was mir mein Gott verliehen.

Und den Freiheitskämpfern, die sich zum
Kampfe bereiten, ruft sie in dem flammenden
Liede „Und ich bin nichts als ein gefesselt
Weib“ zu:

„Arbeit und Brot! Ihr werdet's nicht vergessen —
Das ist die Losung dieser neuen Zeit!
Gebt dem sein Recht, der keines noch besessen!“

In großen und kleinen Blättern, die ihr offen
standen, schrieb Luise Otto ihre freiheitatmenden
Artikel. Aber sie griff auch tatkräftig ein. Als
das liberale Ministerium Oberländer zur Ab-
stellung der wirtschaftlichen Mißstände eine
Arbeiterkommission ins Leben rief, richtete sie an
das Ministerium eine „Adresse eines deutschen
Mädchens“, die die Aufforderung enthielt, sich
nicht nur der Arbeiter, sondern auch der Arbeit-
rinnen anzunehmen. Zum Schluß hieß es darin:
„Glauben Sie nicht, meine Herren, daß Sie die
Arbeit genügend organisieren können, wenn Sie
nur die Arbeit der Männer und nicht auch die
der Frauen mit organisieren — und wenn alle

an sie zu denken vergessen: ich werde es nicht vergessen!"

Der Erfolg dieser ersten Frauenpetition war ein überraschender. Man sah darin eine politische Tat, alle Blätter druckten sie ab. Der Minister sprach der Verfasserin seine Zustimmung aus, die Arbeiterkommission und der Landtag beschäftigten sich damit und der Minister Georgi fuhr sogar nach Meissen, um mit Luise Otto die Frage zu besprechen.

Auch in Arbeiterkreisen war man nun auf Luise Otto aufmerksam geworden, man bat sie um Unterstützung und sie vermittelte nochmals glücklich zwischen den Arbeitern der Porzellanmanufaktur und der Regierung. Luise Otto stand nun mitten in der demokratischen Bewegung, sie half bei den Wahlen, bei der Gründung demokratischer Blätter, sie wirkte in demokratischen Frauenvereinen. Um diese Zeit veröffentlichte Ernst Reils „Leuchtturm“ ihr Bild.

Da traf sie ein schwerer Schlag — ihr Freund Robert Blum wurde in Wien erschossen. Aufs tiefste trauerte sie mit seiner Witwe.

Dann wandte sie sich aufs neue der Bewegung zu. Sie gab jetzt eine Deutsche Frauenzeitung heraus, die mit dem Motto: „Dem Reich der Freiheit verb ich Bürgerinnen“ bei Haßner in Großenhain erschien.

Das war im Jahre 1849, dem blutigen Jahr. Auf den Maiaufstand in Dresden folgte im Juni die Erhebung in Baden und in der Pfalz, im Juli der Fall Rastatts. Luise Otto sah ihre freiheitlichen Ideale vernichtet, sie bangte um ihre Freunde, von denen viele in den Kerkern schmachten mußten, sie selbst ward von der plötzlich einsetzenden Reaktion aufs schlimmste drangsaliert. Hausfuchungen wechselten mit Verhören ab, ihr Blatt ward beschlagnahmt, sie selbst aus mehreren Städten ausgewiesen. Sie gehörte zu den Bestgehafteten, weil sie aufrecht und ungebeugt blieb und alles tat, was in ihren Kräften stand, um die Not unter den Frauen und Kindern der politischen Märtyrer zu lindern, um den Flüchtigen und Verfolgten zu helfen wie sie konnte. Und in dieser Zeit der höchsten seelischen Not, des Zusammenbruchs aller Hoffnungen, klopfte die Liebe noch einmal an ihr Herz. Ein junger, sächsischer Landsmann, Schriftsteller wie sie, armer Leute Kind aus dem Erzgebirge, der sich mühsam emporgerungen hatte, war für die Ideen nicht nur in seinen Schriften und als Volksredner, dem eine feltne Gabe der Rede zu Gebote stand, eingetreten, er hatte auch eine Freischar nach Dresden geführt und sich später nach Rastatt durchgeschlagen. Bei Rastatts Fall wurde er mit

seinen Kameraden abgeurteilt, und nur eine schwere Krankheit, in die er fiel, rettete ihn davor, wie sie standrechtlich erschossen zu werden. Er hatte Luise Otto bei ihrer Schwester in Oderan kennen gelernt und längere Zeit in literarischem Briefwechsel mit ihr gestanden, jetzt angeichts des Todes gestand er ihr in einem Briefe seine Liebe.

Luise Otto fühlte sich zu dem blonden Hünen mit dem hohen Sinn und dem reinen Kinderherzen aufs mächtigste hingezogen, sie erwiderte seine Liebe. Und so entstand ein Brautstand, so traurig und seltsam und doch so durchleuchtet von innigster Liebe, daß die Kunde von ihm wie eine romantische Dichtung klingt.

Sieben Jahre mußte der Bräutigam im Kerker schmachten, ehe er die Braut heimführen konnte. Man hatte ihn zu Zuchthaus „begnadigt“ und nachdem man ihm in Baden einen Teil der Strafe erlassen hatte, wurde er an Sachsen ausgeliefert und mußte dort weitere vier schreckliche Jahre im Zuchthaus zu Waldshut verbüßen. Nur einmal im Jahre durften die Liebenden sich sehen; Luise machte dazu die weite Reise nach Rastatt, später nach Waldshut. Dann sprachen sie sich wenige Stunden nur in Gegenwart des Gefangenenaufsehers, niemals aber konnten sie sich die Hand reichen, denn sie waren durch zwei weit ausein-

anderstehende Eisengitter getrennt. Und doch fanden sie in dieser schweren Zeit eine Stütze an ihrer reinen starken Liebe und ihrem festen Gottvertrauen. Der reinste Ausdruck dieser Liebe sind Luises innige „Lieder an einen Gefangnen“.

Luise Ottos Frauenzeitung war 1852 nach dreijährigem Bestehen der Reaktion zum Opfer gefallen. Die frisch aufgeschlossenen Freiheitsblüten waren verwelkt, dumpfe Resignation lag auf dem Volke.

Den Ausdruck für diese Stimmung fand die Dichterin in vollendeter Weise in dem Gedichte „Nebel“, das also schließt:

„Ein Bild der Zeit! Ein Nebel schließt uns ein —
Kein Wetter tobt, es glänzt kein Sonnenschein —
Die Welt gehüllt in eine weite Wolke!
Kein Adlerblick erspäht der Sonne Glanz —
Der Freiheit Sonne — sie verhüllt sich ganz —
Ein dumpfes Schweigen rings im Volke“.

Luise Otto lebte in dieser Zeit ganz still in ihrem Meißner Heim. Auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen, schrieb sie weiter und zwar in Abkehr von der Gegenwart historische Romane. Besonders fesselten sie die starken Geisteskämpfe zu Ausgang des 14. Jahrhunderts. Die bedeutendste dieser Schriften ist der kulturhistorische Roman „Nürnberg“.

Endlich schlug die Befreiungstunde für Peters und das standhafte Paar konnte am 24. November 1858 im Dom zu Meissen seine Vermählung feiern. Es übersiedelte nach Freiberg, wo Peters das Gewerbeblatt „Glück auf“ herausgab. Einige Jahre später, 1861, gründete Peters in Leipzig die demokratische „Mitteldeutsche Volkszeitung“, an der Luise nun mitarbeitete. Sie schrieb im Feuilleton Musik- und Theaterkritiken, vor allem aber Artikel über Frauenfragen.

Das Glück dieser Ehe war ein wahrhaft ideales. Beide Gatten gleich lauter an Gefinnung, gleich wertvoll an innerem Reichthum, strebten denselben hohen Zielen zu. In den gleichen Idealen hatten sich der schlichte Sohn des Volkes und die feingebildete Tochter vornehmen Bürgertums zusammengefunden und ihnen weiheten sie nun vereint ihre Kräfte.

Außerlich war die Erscheinung dieses einzigen Paares nicht so harmonisch. Peters war lang aufgeschossen, hager und bleich von den Entbehrungen der langen Kerkerhaft, und wo er öffentlich erschien, hing an seinem Arm wie ein wohlgefüllter Pompadour die kleine rundliche Gattin, eingehüllt nach der Mode jener Tage in einen weiten Beduinenmantel. Aber niemandem kam ein Lächeln bei diesem grotesken Anblick —

wo sie sich zeigten, schritt die höchste Achtung vor ihnen her.

Wie jedes reine hohe Glück währte auch dieses nur sehr kurz. Schon nach sechsjähriger Ehe starb August Peters an einem Herzleiden, zu dem er den Grund im Gefängnisse gelegt. Aufs treueste gepflegt von seiner Gattin, verschied er in ihren Armen.

Unendlich tief war Luise Ottos Schmerz und doch verklärt von der Erinnerung an diese wunderbare Zweisamkeit. So sang sie am Grabe des Gatten:

„Mit Schwert und Peier standest du im Leben;
Im Dienst der Freiheit bist du ihm gestorben
Und hast des Helden Vorbeertranz erworben.
Und ruht das Schwert — die Peier kann ich heben,
Am Grabe selbst steh ich erinnerungstrunken,
Denn unsre Lieb ist nicht in ihm versunken.“

Und dann griff sie zu dem Heilmittel, das schon einmal ihr Trost im tiefsten persönlichen Leide gewesen, zur Arbeit für das Gemeinwohl, besonders zur Arbeit für die Hebung ihres Geschlechts; ihr war fortan ihr Leben gewidmet.

Gleich zu Beginn dieses Lebensabschnittes traf Luise Otto die Frau, mit der sie gemeinsam die Arbeit beginnen sollte, die das Hauptwerk ihres Lebens wurde, Auguste Schmidt.

In Leipzig lebte seit einigen Jahren die verwitwete Dbristin Schmidt mit ihren drei Töchtern. Die älteste, Auguste, ein Mädchen von hohem Geist und seltenen Liebreiz der Erscheinung, war Lehrerin in der höheren Töchterschule des Fräulein von Steyber, und zwar erteilte sie dort Literatur- und Geschichtsunterricht, auch hielt sie Literatur- und Geschichtsvorträge vor Damen. Die für ihre Zeit hervorragende Bildung verdankte sie der trefflichen Erziehung ihrer Eltern.

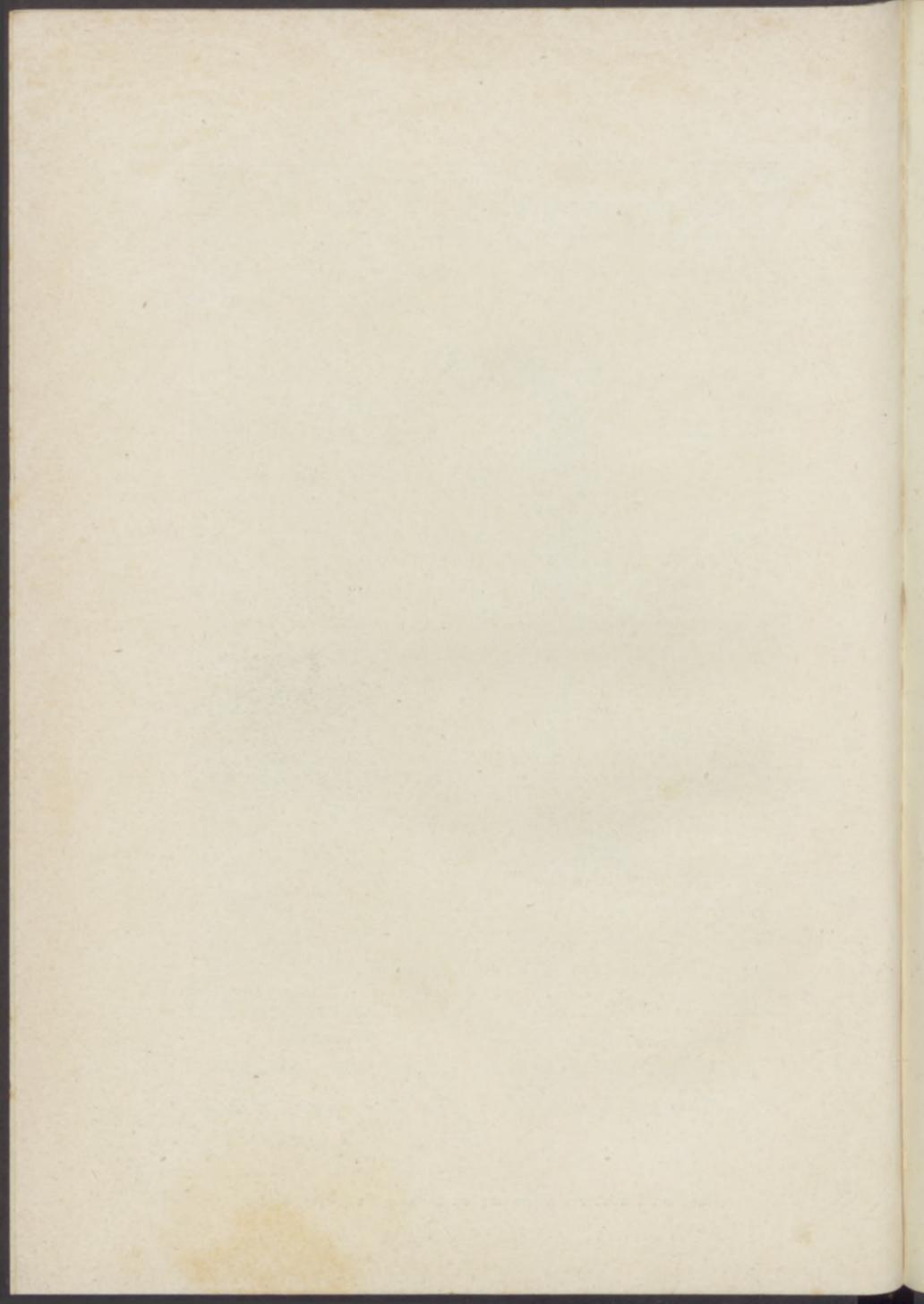
An Auguste Schmidt wie an Luise Otto und all den anderen Frauen, die zuerst bahnbrechend auf dem Gebiete der Frauenbewegung wirkten, können wir die gleiche Erfahrung machen, daß sie ihre glückliche geistige Entwicklung dem reichen Geistesleben eines Elternhauses schuldeten, in dem hohe Rechtschaffenheit und dadurch bedingte Gerechtigkeit, das Streben nach Idealen und eine größere geistige Beweglichkeit die Erziehung der Töchter weit über das Durchschnittsmaß der damals herrschenden Mädchenerziehung erhoben hatten. In den meisten dieser genialen Frauen fand die noch stumm getragene Sehnsucht ihrer Eltern nach Höherentwicklung der Frau Worte und Taten.

Nichts ist daher verkehrter und leicht widerlegbarer, wie die oft wiederholte Anschuldigung



Auguste Schmidt

(Aus dem Atelier des Photographen Georg Brosch, Leipzig.)



der Gegner, die Frauenemanzipation sei von einer Handvoll überspannter Weiber und unzufriedener alter Jungfern gemacht worden. Im Gegenteil stellt sie in ihren ersten Trägerinnen ausnahmslos den Ausfluß eines erhöhten Geisteslebens in den besten Schichten des deutschen Bürgertums dar.

Darum hat auch Luise Otto Zeit ihres Lebens nichts mehr gehaßt, als das Heraustreten der Frau aus den Schranken der Weiblichkeit in Erscheinung und Wesen, als jene falsche Emanzipation, die in männlichen Mäuren und männlicher Kleidung und Haarschnitt keine wahre Befreiung aus überlebten Vorurteilen, sondern nur ein läppisches Nachäffen der Gewohnheiten des anderen Geschlechts anstrebt. Ihre glühendsten Freiheitslieder schrieb sie in ihrem stillen Mädchensübchen in Meissen in der tiefen Fensternische, wo hinter blendend weißen Gardinen Rosen, Jasmin und Myrte blühten und im Bauer ihr Vöglein sang. Unter der häufigen Störung einer sie bemutternden alten Tante, deren engem Sinn alle Schriftstellerei überflüssig und besonders die politische ein Greuel war.

Und als Luise Otto längst die Begründerin und Führerin der deutschen Frauenbewegung geworden war, da ging sie so unauffällig in

Kleidung und Benehmen, so schlicht im Wesen durchs Leben, daß Fernerstehende nichts von der besonderen Bedeutung dieser Frau ahnten.

Auch an Auguste Schmidt rühmte man als schönstes Attribut die edle Weiblichkeit. Sie war am 3. August 1833 in Breslau als die älteste Tochter eines preußischen Artilleriehauptmanns geboren, der bald darauf nach Posen versetzt wurde. In ihrer Erziehung walteten Ordnung und Strenge, gemildert durch die Liebe des Vaters, den hohen Idealismus der Mutter. Auguste Schmidt besuchte die Königliche Luisenschule in Posen und trat dann in das Lehrerinnenseminar ein, das sie nach glänzend abgelegtem Examen mit siebzehn Jahren als Lehrerin verließ. In ihre Konfirmationszeit war der blutige Polenaufstand gefallen und das Mitdurchleben dieser Schreckenstage hatte die Seele des jungen Mädchens früh dem Ernst des Lebens erschlossen und sie zum Nachdenken über die brennenden Fragen der Zeit geführt.

Als Augustens Vater als aktiver Major seine Tochter einem Lehrerinnenseminar übergab und sie späterhin den bürgerlichen Beruf auch als Erzieherin ausüben ließ, sah er sich manchen Mißdeutungen ausgesetzt. Er ließ sich aber dadurch nicht in seiner Anschauung beirren, seine

drei Töchter durch eine gründliche Ausbildung in einem Berufe gegen die Wechselfälle des Lebens zu schützen. Er übergab auch eine zweite Tochter dem Seminar und ließ die dritte, ihren musikalischen Gaben nach, zur Sängerin ausbilden.

Als er 1850 seinen Abschied nahm und wieder nach Breslau zog, folgte ihm Auguste dorthin und unterrichtete erst an einer Privatschule, dann an der städtischen Maria-Magdalenaschule. Immer weiter strebend, legte sie ihr Schulvorsteherinnenexamen ab und übernahm die selbständige Leitung einer Privatschule, die sie zu hoher Blüte brachte. Aber diese Anstrengung war zu groß für die erst achtundzwanzigjährige Schulvorsteherin. Sie mußte die Arbeit in andre Hände legen und auf einer Reise Erholung und Wiederherstellung ihrer Kräfte suchen. Diese Reise führte sie nach Leipzig, in dessen pädagogischen Kreisen sie schnell Wurzel faßte.

Auch das geistig angeregte Leben in der Pleißestadt sagte ihr zu. Schon plante der Direktor der ersten Bürgerschule, Dr. Vogel, mit ihrer Hilfe die Begründung eines Lehrerinnenseminars, als der Tod seine Pläne vernichtete. Dadurch mußte Leipzig noch lange auf eine Lehrerinnenbildungsanstalt warten.

Nun berief die Vorsteherin eines renommierten

Erziehungsinstitutes, Fräulein von Steyber Auguste Schmidt als Literaturlehrerin, und kaum hatte sie hier einige Probelektionen gegeben, als die alte feinsinnige Dame, bezaubert von dem Geist und Liebreiz ihrer jungen Kollegin, diese in innigster Freundschaft in ihr Herz schloß. Auf ihren Wunsch widmete Auguste Schmidt ihre ganze Kraft fortan dem Steyberschen Institut und baute dies, das bisher nur der Schule entwachsene Mädchen zur Fortbildung aufgenommen hatte, zu einer vollständigen Schule mit Unter-
klassen und Seminar aus. Nach dem Tode des Fräulein von Steyber stand Auguste Schmidt zweiundzwanzig Jahre lang der Schule allein vor, damit einer großen Frauenschar Inhalt und Wehrung für ein reiches Leben gebend.

Wie stark der Einfluß ihrer Persönlichkeit war, beweist der Umstand, daß die öffentlichen literarischen Vorträge, die sie hielt, nicht allein von vielen Frauen, sondern stets von einer großen Zahl Leipziger Studenten besucht wurde, die ebenso die zündende Rednergabe, wie die edle Persönlichkeit der Dozentin anzog. Auguste Schmidt gehörte eben zu den begnadeten Naturen, die ihre reichen inneren Schätze nicht allein genießen können, sondern erst ganz beglückt sind, wenn sie sie anderen spendend mittheilen können.

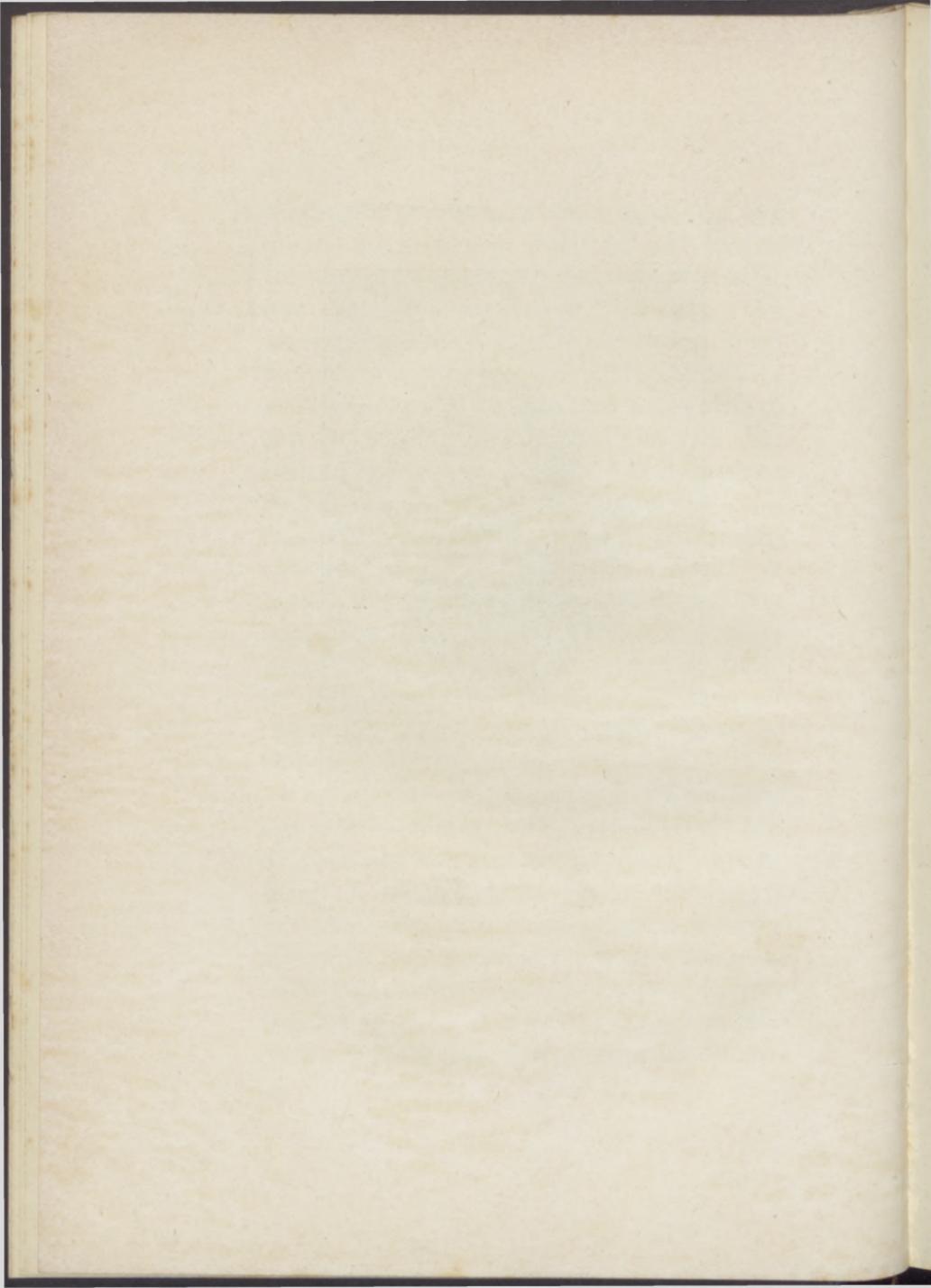
Sie war eine geborne Lehrerin und fand in diesem Beruf die höchste innere Befriedigung, zumal ihr ganzes Wesen von reinsten Menschenliebe durchtränkt war. Ihre Freunde und Schülerinnen aber rühmten an ihr den goldenen Humor, der auch das graue Alltagsseinerlei zu verklären wußte. Und dabei besaß sie den glücklichsten Optimismus, eine fröhliche Sorglosigkeit allen materiellen Bedürfnissen und Lebensansprüchen gegenüber, vor dem auch der schwärzeste Pessimismus und die tiefste Mutlosigkeit nicht stand hielten. Ich habe Auguste Schmidt erst als Fünfundsechzigjährige persönlich kennen gelernt, aber noch da ging eine Lebensfülle von ihr aus, die faszinierend wirkte.

Auguste Schmidt entbehrte in Leipzig nicht ihr schönes Familienleben, denn nach des Vaters bald erfolgtem Tode war auf ihre Bitten die Mutter mit ihren Schwestern zu ihr gezogen. In dem stillen Haushalt der vier Frauen wurde der Name der Schriftstellerin Luise Otto oft mit Verehrung genannt. Die Mutter kannte und liebte ihre Romane und las sie den Töchtern zur Erholung nach schwerer Tagesarbeit gern des Abends vor. Noch herrschte damals in den Familien die Sitte der weiblichen Handarbeiten und des Vorlesens dabei, durch die jenen die

Eintönigkeit genommen wurde. Luise Otto sagt einmal, daß die Frauen jener Tage zwar weniger Schulkenntnisse hatten als die modernen, dafür aber eine weit gründlichere Belesenheit. Die junge enthusiastische Lehrerin bewunderte längst von weitem das Ehepaar Peters, das den Mittelpunkt eines geistig hochstehenden Kreises bildete, aber sie wagte nicht, sich ihm zu nähern. Als Luise Otto im Feuilleton der Mitteldeutschen Volkszeitung den literarischen Vorträgen Auguste Schmidts freundliche Anerkennung zollte, wäre diese gern zu ihr geeilt, um ihr persönlich zu danken, aber eine Bekannte benahm ihr den Mut dazu, indem sie ihr einredete, die alte Demokratin hätte einen Haß auf alles Preußische und würde sie, die Tochter eines preußischen Offiziers, nie empfangen. Als aber im nächsten Jahre die Mitteldeutsche Volkszeitung aus der Feder Luizens — die inzwischen Witwe geworden war — wieder eine sehr feinsinnige und wohlwollende Kritik über das erste Auftreten von Augustens Schwester Klara als Konzertsängerin brachte, machten sich die beiden Schwestern doch an einem Sonntag Vormittag mit Herzklopfen auf den Weg, um Luise Otto-Peters kennen zu lernen. Auguste Schmidt schreibt über die erste Begegnung: „Wir fanden sie (Luise Otto) noch im schwarzen Witwen-



Louise Otto-Peters



gewande; ihr Gruß war höflich, aber kühl. Fast wollte uns ein beklemmendes Gefühl überkommen, als Luise plötzlich die Augen aufschlug und mit freundlichem Lächeln sagte: Ich freue mich Ihres Kommens“. Damit nahm eine Freundschaft ihren Anfang, die in seltenster Innigkeit ohne die leiseste Trübung dreißig Jahre hindurch bis zu Luise Ottos Tod anhielt.

Was Auguste Schmidt für Luise Otto gewesen, hat sie selber am schönsten in einer Widmung gesagt, die sie auf ihr der Freundin noch im gleichen Jahre geschenktes Bild schrieb:

*Sein Mund ist mir süß gesungen
 Als mir was ich gesungen, antwort
 Du bist ein süßes Kind
 Mein süßes Kind ist mir süß gesungen*

Und zielwärts gingen die beiden sogleich, denn wenige Wochen nach ihrem ersten Kennenlernen wurde von ihnen der Leipziger Frauenbildungsverein gegründet, der erste Frauenverein, der nicht ein Wohltätigkeitsverein war.

Aber bei dieser Gründung stand ihnen eine dritte Frau zur Seite, deren persönliche Bekannt-

schaft wir an dieser Stelle machen müssen, Frau Henriette Goldschmidt.

Henriette lebte seit einigen Jahren in Leipzig als die Gattin des in seiner Gemeinde wie in den Kreisen des geistigen Leipzig hochangesehenen Rabbiners Dr. Goldschmidt und ihr Haus war Mittelpunkt einer reichen Geselligkeit. Wie all die bedeutenden Frauen jener Zeit, war auch Henriette Autodidaktin. In dem kleinen polnisch-preussischen Städtchen Krotoschin war Henriette Benas als Tochter eines Großkaufmanns geboren. Ihre Mutter verlor sie früh und von ihrer Stiefmutter — einer Tochter aus sehr reichem Hause — hatte sie ebensowenig geistige Anregung wie in der jüdischen Elementarschule, die sie mit ihren Schwestern besuchte, und von der höheren Töchterschule, in der die Bierzehnjährigen Unterricht in deutscher und französischer Literatur erhielten.

Aber aus der Familie ihres Vaters war den Kindern die große geistige Regsamkeit überkommen, eine „Märchentante“ weckte mit ihren Erzählungen die Poesie in den Herzen der Kinder und die Schriften der Klassiker bildeten die Lektüre der heranwachsenden Mädchen. An Lessing, Kant, Schiller und Goethe erwarben sich Henriette und ihre Schwester Ulrike, die spätere Gattin des

Präsidenten Henshke und die hochbedeutende Gründerin der Viktoria-Fortbildungsschule in Berlin, ihre geistige Ausbildung. Zudem wußte ihr Vater, der selbst ein starkes Interesse für Politik hatte, früh auch ein solches in seinen Kindern zu erwecken. Er beteiligte sich auch aktiv daran und wurde später in einen Majestätsbeleidigungsprozeß verwickelt, aber von den polnischen Richtern freigesprochen.

Die junge Henriette begeisterte sich an den Revolutionsideen. Bei einer nächtlichen Postfahrt machte sie ihr Reisegefährte, der junge Politiker Behrend, der spätere Begründer der Berliner Nationalzeitung, mit den Dichtungen Herweghs bekannt. Und nun vertiefte sie sich in die politische Lyrik und deklamierte mit Feuer Herweghs, Freiligraths, Meißners und Karl Beck's Gedichte, wenn auch ihr ganzes Publikum nur aus einer Freundin bestand. Als die Reaktion in Preußen an das Ruder kam, machten sie und ihre Schwester eine Eingabe und sprachen dem konservativen Ministerium ihr Mißtrauen aus. Die Unterschriften für diese seltsame Adresse sammelten sie bei jung und alt, hoch und niedrig in ihrem Bekanntenkreis.

Wie hoch ihr Vater das geistige Urteil seiner Töchter einschätzte, zeigt der Umstand, daß sie mit

ihrem Veto einmal eine Rabbinerwahl vereitelten. Der Vater hatte mit den Töchtern der Probepredigt eines jungen Rabbiners beigewohnt, für den die Gemeinde große Sympathien hatte, so daß seine Wahl als gesichert galt. Nur Herr Benas hatte einen ungünstigen Eindruck empfangen und fragte nun seine Töchter nach dem ihren. Da erklärten sie rund heraus, der junge Mann sei ein Schauspieler und Schaumschläger und seine Anstellung wäre ein Unglück für die Gemeinde. Darauf ging Herr Benas zum Landrat und setzte mit seiner Hilfe die Ablehnung der Wahl durch, zugleich damit eine Bestimmung festlegend, nach der künftighin zur Anstellung als Rabbiner der Nachweis einer durch Universitätsstudium erlangten wissenschaftlichen Vorbildung gehöre.

Die lebhafteste Henriette hatte nicht nur politische und literarische Ambitionen, sondern auch ein liebevolles mütterliches Herz und große pädagogische Talente. Als sie achtzehn Jahre alt war, starb ihre zehn Jahr ältere Schwester und sie vertrat jahrelang an deren drei kleinen Kindern Mutterstelle. Dann vermählte sie sich mit ihrem Onkel, dem verwitweten Dr. Goldschmidt in Warschau, der ihr drei Knaben mit in die Ehe brachte, deren sorgsamste Mutter sie

wurde. Als ihr Gatte 1858 zum Rabbiner der Leipziger Gemeinde erwählt wurde, folgte ihm Henriette mit Freuden dorthin. Das geistig angeregte Leben, in das sie dort trat, Musik, Theater, die Universität, all diese geistigen Pflanzstätten boten ihrem sprühenden Geist reiche Befruchtung. Die zierliche, anmutige, feingeistige Frau wurde bald der Mittelpunkt eines großen geselligen Kreises.

Aber der Anstoß zur Begründung der deutschen Frauenbewegung ging zunächst von keiner der drei genialen Frauen aus, sondern der launische Zufall bediente sich dazu eines Mannes. Im Februar 1865, wenige Tage nachdem Luise Otto und Auguste Schmidt Bekanntschaft miteinander gemacht hatten, kam ein etwas abenteuerlicher Herr, ein ehemaliger ungarischer Honved, Hauptmann Korn mit seiner Gattin nach Leipzig. Beide suchten nach einem Wirkungskreis, sie kamen von Amerika, wo sie Fühlung mit der dort schon weiter vorgeschrittenen Frauenbewegung genommen, und wollten nun in Deutschland eine Frauenzeitung und einen Frauenverein gründen, vielleicht nicht allein aus idealen Interessen, sondern auch mit der Perspektive auf eine gesicherte Existenz.

Man hatte Korn nach Leipzig an Luise Otto

gewiesen, er suchte sie, wie Auguste Schmidt, Frau Dr. Goldschmidt und die Damen ihres Kreises für seine Pläne zu gewinnen. Man traf sich im Goldschmidtschen Hause, und in einer Gesellschaft, bei dem ihnen befreundeten Professor Rossmäblerschen Ehepaare, legte er einen Statutenentwurf für den neuen Verein vor. Es wurde den Anwesenden sofort klar, daß die vielleicht in bester Absicht ausgedachten Pläne Korns viel zu unklar und deshalb für Leipzig unausführbar seien. Luise Otto arbeitete neue Statuten aus und auf Grund dieser wurde am 24. Februar die Gründung eines Frauenbildungsvereins beschlossen. Luise Otto übernahm wie selbstverständlich die Leitung der Verhandlung, denn sie beherrschte all diese Ideen völlig, denen die anderen noch als Neulinge gegenüber standen. Sie wußte jede Frage zu beantworten, jedes Bedenken zu zerstreuen; wortkarg in ihren Äußerungen, traf sie doch stets das Richtige und ihrem klaren Geiste ordneten sich auch die widerstrebendsten Elemente willig unter. Man empfand bald, daß sie nur über die Dinge sprach, die sie vollständig beherrschte. Wo ihr eine Materie fremd war, ließ sie sich gern von unterrichteten Personen belehren und bildete sich langsam und sicher ein Urteil. Ging etwas gegen ihre Überzeugung, so sagte sie ruhig: „Da tu ich nicht mit!“

Es kam Luise Otto zu statten, daß sie durch häufigen Besuch der Dresdener Kammerverhandlungen genau mit den parlamentarischen Formen bekannt war. So war sie trotz ihrer leisen Stimme eine ausgezeichnete Verhandlungsleiterin.

Auguste Schmidt sagt darüber in ihrer Biographie: „In allen Dingen gestattete sie ihren Mitarbeiterinnen, ihre Meinung auszusprechen. Sie verstand es in wunderbarer Weise, fremden Auseinandersetzungen zuzuhören. Nie gestattete sie in den Konferenzen die Unterbrechung einer Darlegung, sobald die Rednerin bei der Sache blieb. Gesah dies nicht, oder wurden rein persönliche Motive geltend gemacht, so begnügte sie sich mit einem einfachen: „Davon reden wir jetzt nicht“ und lenkte die Verhandlungen auf die rechte Bahn zurück. Eine zarte Scheu hielt sie ab, Menschen gebundenen Geistes, die es gut meinten, zu verletzen, und durch Schonung derselben hat sie sicher in vielen Frauen deren beste Gaben entwickelt. Anmaßenden gegenüber wußte sie ihre Würde zu wahren und selbst die rücksichtslosesten Naturen wurden dieser seltenen Frau gegenüber bescheiden. Ich habe es während der dreißig Jahre, die ich mit Luise Otto Seite an Seite gewirkt, nicht einmal erlebt, daß man ihr unartig begegnete; ihr eignes rücksichtsvolles Be-

nehmen wurde allen, die mit ihr zu verkehren hatten, zum erfolgreichen Lehrmeister. So wurde sie ihren Helferinnen auch die Erzieherin, der wir uns mit freudigem Gehorsam unterwarfen. Sie war eine jener edelsten Herrschernaturen, die nie gegen das von ihnen anerkannte Gesetz sündigen; nie konnte man ihr vorwerfen, die Statuten des von ihr regierten Vereins verletzt zu haben; ebensowenig duldete sie von anderen eine Gesetzlosigkeit. Diese hohe Achtung vor dem als berechtigt anerkannten Gesetze zeigte die hohe Sittlichkeit ihres Denkens, während die Achtung vor der fremden Persönlichkeit der schönen Menschlichkeit ihres Wesens entsprang“.

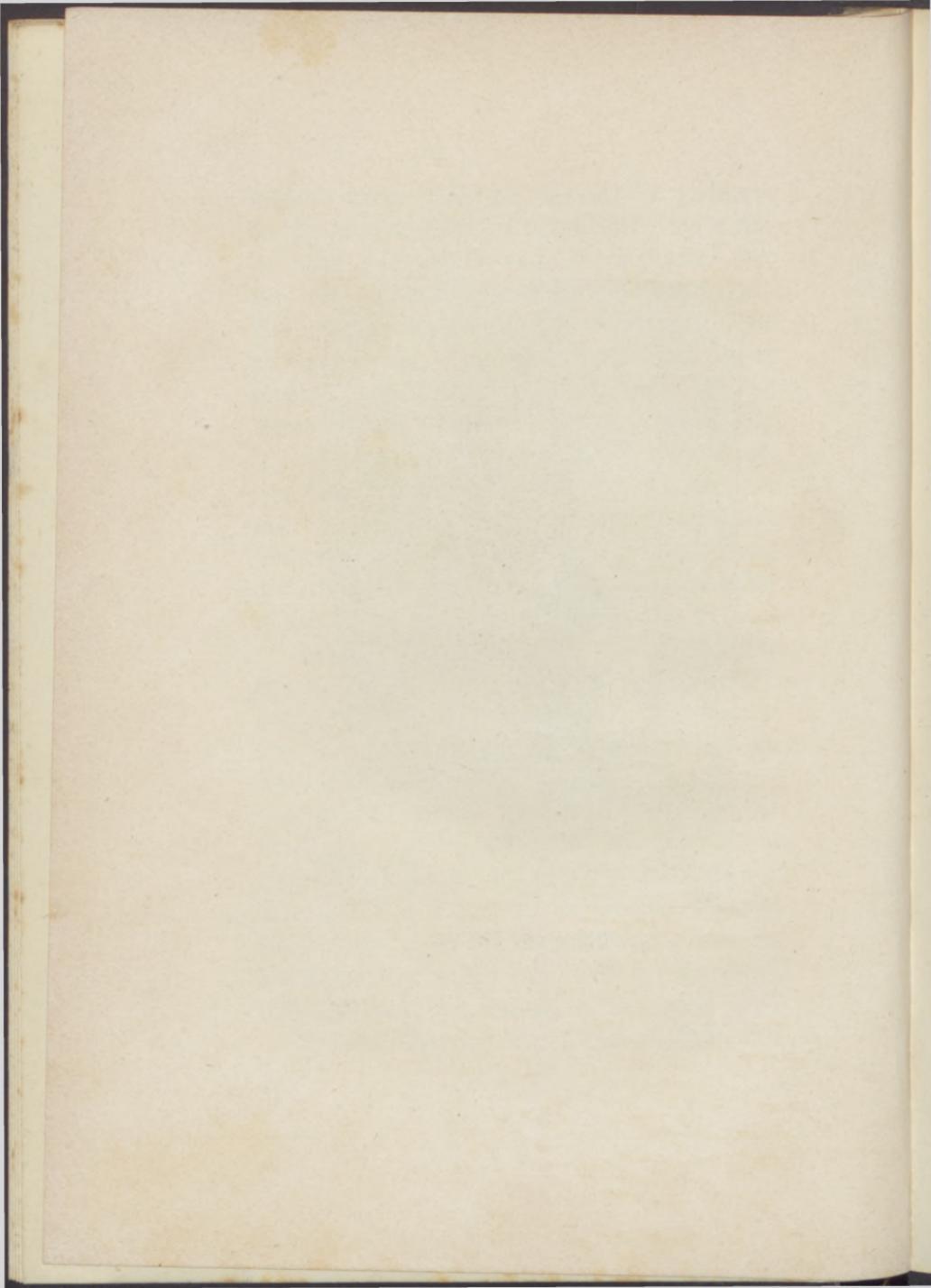
In dieser Charakteristik ist zugleich das Geheimnis des starken Erfolges der deutschen Frauenbewegung offenbart, Luise Otto wußte den Frauen das zu geben, womit allein starke Erfolge im öffentlichen Leben erreicht werden: Disziplin.

Zugleich verstand sie jeden an die richtige Stelle zu rücken. Sie selbst mit ihrer leisen Stimme und ihrem stark sächselnden Dialekt war keine Rednerin, so erteilte sie Auguste Schmidt die Aufgabe, einen öffentlichen Vortrag über die Frauenfrage zu halten und darin zur Gründung eines Frauenbildungsvereins aufzufordern.

Auguste Schmidt kam diesem Auftrag mit



Offilie von Steyber.



Zagen nach, hatte sie doch noch nie in einer öffentlichen Versammlung gesprochen. Sie sprach am 7. März unter großem Andrang in der Buchhändlerbörse und unter dem Motto: „Leben ist Streben“ forderte sie auch für die Frau Anteil an dem Streben nach geistigem Fortschritt und nach einem Beruf, der unabhängig von der Gestaltung ihrer Familienverhältnisse auch der Ledigbleibenden ermögliche, ein nützlichcs Leben zu führen, sich selbst durch ihre Arbeit zu erhalten und ihrem Dasein einen würdigen Inhalt zu geben. „Wir verlangen nur, daß die Arena der Arbeit auch für uns und unsere Schwestern geöffnet werde,“ schloß sie.

Diejenigen, die dem neuen Frauenbildungsverein beitreten wollten, wurden aufgefordert, sich am nächsten Tage in der Steyberschen Töchterschule einzufinden und da auch Frau Oberst Schmidt und ihre Tochter Anna sich sehr eifrig für die Sache bemüht hatten, konnte der neue Verein mit 35 Mitgliedern begründet werden. Louise Otto wurde zur ersten, Ottilie von Steyber zur zweiten Vorsitzenden ernannt.

Für Fräulein von Steyber wie für Auguste Schmidt bedeutete dies Eintreten für die Frauensache eine Gefährdung ihrer Existenz. Die schon betagte Schulvorsteherin verlor dadurch manche

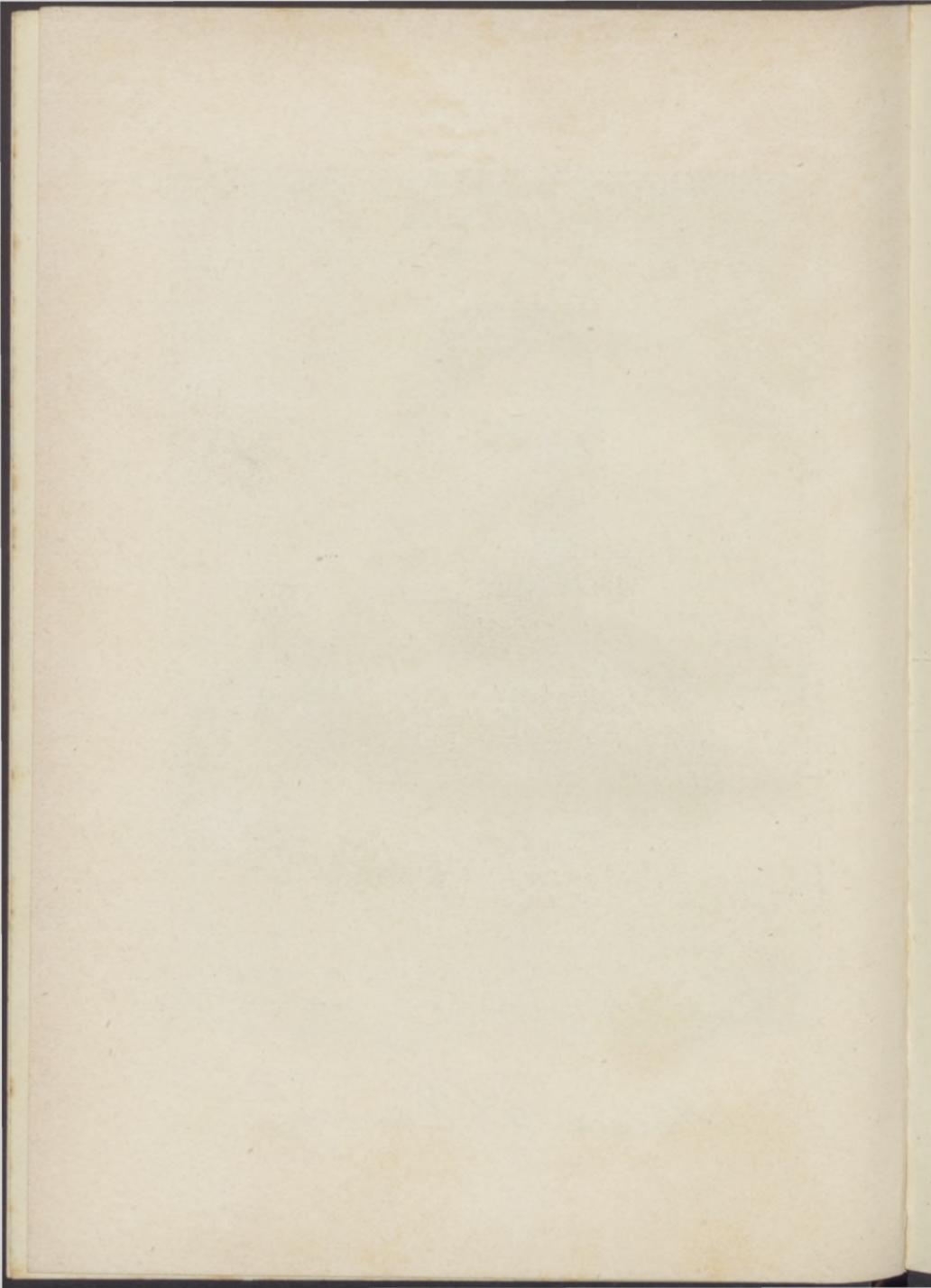
ihrer Freude und Gönner. Aber unbeirrt dadurch schritt sie auf der betretenen Bahn weiter und das konservative, positiv christlich gesinnte adlige Fräulein reichte der Demokratin und religiös freier gerichteten Louise Otto die Hand zum Bunde, denn in beiden Frauen lebte über allem Trennenden derselbe brennende Wunsch nach der Hebung ihres Geschlechts und die gleiche Achtung vor der fremden Persönlichkeit.

Der Frauenverein vergrößerte sich rasch, er gründete Abendunterhaltungen für Frauen, eine Fortbildungsschule für konfirmierte Mädchen, Bureaus für Abschreiberinnen und Stellenvermittlung, Kochschule und Speiseanstalt für Frauen, Sonntagsunterhaltungen für Schutzbefohlene, Bibliothek usw. Er leistete auf allen Gebieten der Frauenfrage Pionierdienste. Übrigens führt er noch heute in Leipzig im eigenen Heim ein blühendes Leben.

Die Seele dieser Bestrebungen war Augustens jüngere Schwester Anna Schmidt, wie sie zur Lehrerin ausgebildet. Zwar verheiratete sie sich bald mit einem Better, dem Hauptmann Schmidt, und folgte ihm nach Paris. Aber schon 1870 kehrte sie als Witwe nach Leipzig zurück und ward eine der aufopferndsten Mitwirkenden an der Fortbildungsschule. Louise Otto nennt sie



Anna Schmidt



ein unausgesetzt tätiges, wenn auch mehr im stillen hilfreiches Mitglied des Allgemeinen deutschen Frauenvereins und schenkte ihr hohe Achtung und innige Zuneigung.

In die Satzungen des Frauenvereins war sogleich ein Passus aufgenommen, der eine Konferenz in den verschiedenen deutschen Städten und Staaten in Aussicht nahm. Um diesen Paragraphen hat es viele Kämpfe gegeben. Die einen fanden das Vorhaben allzu kühn, die anderen fürchteten, man werde sich lächerlich machen. Aber Luise Otto, die ihn eingebracht, bestand fest darauf, denn obwohl die deutsche Einheit noch ein Traum war, hielt sie doch schon damals fest an dem Gedanken: das ganze Deutschland soll es sein. Man stimmte schließlich zu in dem stillen Vorbehalt, daß ja doch nie etwas aus der Sache würde.

Aber da hatte man Luise Ottos Tatkraft unterschätzt, noch im gleichen Jahre, am 18. Oktober 1865, tagte die erste Frauenkonferenz in Leipzig. Es fanden sich Frauen aus vielen deutschen Städten dazu ein, ja auch einige der Frauensache geneigte Männer wie Professor Ludwig Eckardt aus Karlsruhe, Josef Heinrichs aus Lissa, Dr. Karl Albrecht aus Leipzig, Dr. Köhler-Mühlfeldt aus Röhren. Der Politiker Moriz Müller

aus Pforzheim, der am Kommen verhindert war, gab schriftlich seine Teilnahme zu erkennen.

Luiſe Otto hoffte, daß Profeſſor Eckardt die Konferenz eröffnen würde, aber der Freund wies ſie darauf hin, daß der erſte Frauentag nicht mit einer Inkonſequenz beginnen dürfe. Das ſah Luiſe Otto ein und obgleich der öffentlichen Rede ungewohnt, führte ſie die Sache ſehr gut durch. Sie dankte den Frauen, daß ſie gekommen waren, um zu beraten, wie man den Wirkungskreis der deutſchen Frauen erweitern könne; ſie pries ihr Kommen als eine mutige Tat, und das war es in jener Zeit wirklich, wo jedes Heraustreten der Frau aus dem engſten Kreiſe der Konvention mit Hohn und Spott übergoffen wurde.

Auch den erſchienenen Männern dankte ſie, „die nicht, wie ſo viele, nur den Fortſchritt der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, ſondern die den Fortſchritt der ganzen Menſchheit wollen und darum auch die Frauen nicht excluſieren.“ Auguſte Schmidt ſprach über die natürliche Berechtigung der Frauen, ſich aus der biſherigen Unterordnung zu der ihnen gebührenden Gleichberechtigung neben dem Manne emporzuheben. Die Erweiterung der Frauenſtellung liege zum größten Teil in den Händen der Frauen

selbst, und mehr als ein etwaiger Widerstand des männlichen Egoismus sei die Teilnahmslosigkeit derjenigen Frauen zu fürchten, die in den beschränkten Lebensverhältnissen, in der ewigen Kindheit und Unterordnung sich glücklich und befriedigt fühlten. Weniger als im Nichtwollen liege die Gefahr im Nichterkennen. „Bewußtes Handeln, das ist es, was vor allem den Frauen fehlt: über das spezifisch Weibliche wird das Menschliche vergessen. Einen neuen Lebensodem wird die Wiedergeburt der Frau in die Schöpfung bringen; Menschen werden wollen die Frauen und teilnehmen am Kranz der Arbeit und des Sieges.“

Die Worte dieser vor vierzig Jahren gehaltenen Programmrede klingen auch heute noch so modern, daß man sie über jeden Aufruf zur Frauenbewegung setzen könnte, und sie zeigen gut die weite Auffassung der Begründerinnen der neuen Kulturbewegung.

Auch die Verhandlungen bewiesen dies. Man stellte als Grundgedanken fest, daß dem weiblichen Geschlecht nur durch die eigene weibliche Kraft geholfen werden könne und besprach die Notwendigkeit der Errichtung von Fortbildungs-, Industrie-, Handels- und Ökonomieschulen für Mädchen, von Arbeiterinnen=Assoziationen

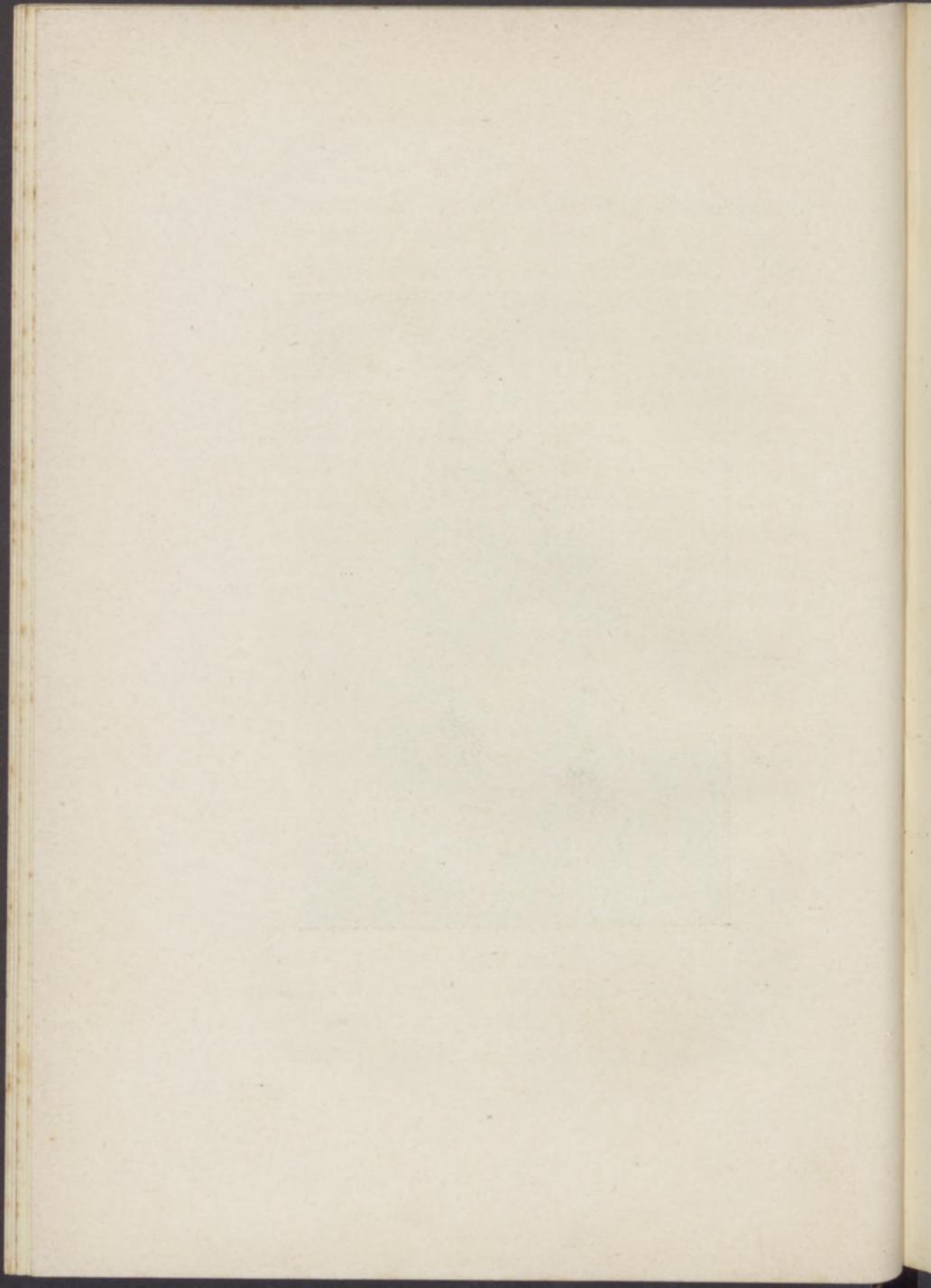
und Kreditkassen, von weiblichen Hochschulen für das Studium der Medizin und Philosophie, und diskutierte über die Notwendigkeit, mehr Lehrerinnen auszubilden und anzustellen. Auch die Gründung eines Vereinsorgans wurde beschlossen. Man erwählte die Frauenzeitung des Hauptmann Korn dazu, doch Luise Otto und Jenny Hirsch beteiligten sich an der Redaktion. Man einigte sich auf folgendes Programm:

„Wir erklären nach dem Beschluß der ersten deutschen Frauenkonferenz: die Arbeit, welche die Grundlage der ganzen neuen Gesellschaft sein soll, für eine Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts, nehmen dagegen das Recht der Arbeit in Anspruch und halten es für notwendig, daß alle der weiblichen Arbeit im Wege stehenden Hindernisse entfernt werden.“

Hierauf wurde der Allgemeine deutsche Frauenverein gegründet mit dem Vorstandssitz in Leipzig und Ausschußmitgliedern in anderen deutschen Städten. Erste Vorsitzende wurde Luise Otto-Peters, zweite Vorsitzende Auguste Schmidt, Beisitzerinnen Ottilie von Steyber, Alwine Winter, Anna Voigt. Die letztere starb leider schon im Laufe des Jahres und an ihre Stelle trat Henriette Goldschmidt. Frau Alwine Winter führte die Kassengeschäfte des Vereins



Anna Voigt



zwanzig Jahre mit der größten Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt. Ihrer Umsicht war es zu danken, daß der ganz auf sich selbst gestellte Verein nie ein Defizit oder Schulden hatte, wohl aber über einen ansehnlichen Reservefonds verfügte.*)

Der § 1 der Statuten des Allgemeinen deutschen Frauenvereins lautete: „Der Verein hat die Aufgabe, für die erhöhte Bildung des weiblichen Geschlechts und die Befreiung der weiblichen Arbeit von allen ihrer Entfaltung entgegenstehenden Hindernissen mit vereinten Kräften zu wirken.“

Eine heftige Debatte erweckte der § 2, der die Mitgliedschaft bestimmte. Er setzte die Eintrittsbedingungen für Frauen und Mädchen fest, schloß aber die Männer aus. Nur als Ehrenmitglieder mit beratender Stimme konnten sie aufgenommen werden.

Daran nahmen viele Männer, aber auch einige Frauen Anstoß. Henriette Goldschmidt erklärte ostentativ, sie werde niemals einem Verein beitreten, dem ihr Gatte nicht als gleichberechtigtes Mitglied angehören dürfe und verließ die Versammlung.

*) Ein Bild von Frau Alwine Winter können wir leider nicht bringen, da die bescheidene Frau niemals dazu zu bringen war, ein solches anfertigen zu lassen.

Der kleine Vorfall steht noch lebendig im Gedächtnis der Achtzigjährigen. Züngst berichtete sie mir darüber im Gespräch: „Als ich heimkam und meinem Gatten entrüstet den Verlauf der Verhandlung mittheilte, sagte er mit klugem Lächeln: ‚Louise Otto hat recht; wenn ihr Frauen selbstständig werden wollt, müßt ihr zuerst lernen, all eure Angelegenheiten selbstständig zu besorgen, müßt allein stehen und gehen lernen.‘

Ein Jahr lang überlegte ich mir noch die Sache, dann sah auch ich ein, daß Luise Otto wirklich die weitere Borausicht hatte und seitdem habe ich ohne Wanken an ihrer Seite gestanden.“

In den Frauen das Bewußtsein ihrer Kraft und damit ein zielbewußtes Wollen zu wecken, das war die große Aufgabe jener Pionierinnen und wir heutigen Frauen müssen es dankbar anerkennen, wie glänzend sie diese gelöst haben.

Die Beurteilung, die der erste Frauentag in der Presse und dadurch in der öffentlichen Meinung fand, war eine unerwartet günstige. Zwar spottete man ein wenig über die Leipziger Frauenschlacht, aber diejenigen, die sich einen „Ulk“ von der Sache versprochen hatten, waren dabei nicht auf ihre Kosten gekommen, es war alles höchst würdig verlaufen. So schwiegen die Gegner ein-

fach die Sache tot; prinzipielle Einwände kamen erst viel später.

Kein Einsichtiger konnte sich dagegen verschließen, daß das Verlangen der Frauen nach freierer Betätigung ihrer Kräfte ein gerechtes war. Noch mehr aber trug zur Verbreitung dieser Erkenntnis die wirtschaftliche Not bei. Jetzt hatte sich auch in Deutschland der Umschwung vollständig vollzogen, der die volkswirtschaftliche Entwicklung gänzlich verändert hatte, indem durch das siegreiche Vordringen der Maschine Handwerk und Hausindustrie auf allen Gebieten der Fabrikarbeit weichen mußte.

Besonders hart betroffen wurde davon die schon stets in ihrer Entwicklung zurückgedrängte weibliche Arbeitskraft. Die Erwerbsmöglichkeiten, die der Brotneid der Zünfte den Weberinnen und Näherinnen noch gelassen hatte, nahm ihnen nun die Maschine weg. Aber auch auf dem Gebiet, das bisher der weiblichen Arbeitskraft einen uneingeschränkten Spielraum gewährt hatte, auf dem der Hauswirtschaft, nahm die Industrie im Bunde mit den modernen Erfindungen der Frau einen Arbeitszweig nach dem andern aus der Hand. Es lohnte nicht mehr, selber Lichte zu ziehen und Seife zu kochen, Fleisch einzupökeln, Obst und Gemüse zu dörren und einzulegen und

Strümpfe zu stricken, denn man brannte Gaslicht, kaufte billige Konserven, trug gewebte oder mit der Maschine gestrickte Strümpfe und ließ die Wäsche in Waschanstalten waschen. Die Hände der Frau durften feiern, man nahm ihr die Arbeit und damit das Brot. Bei dem in Deutschland wie in den meisten Kulturländern herrschenden starken Frauenüberschuß sah sich der männliche Ernährer nicht mehr in der Lage, für die ledigen Angehörigen, die Mutter, Schwestern und erwachsenen Töchter, noch weiter zu sorgen. Besonders wuchs sich dieser Notstand in den mittleren Schichten, wo ein bestimmtes Einkommen aber kein Überfluß vorhanden, zur brennenden Frauenfrage aus. Die Töchter der unteren Volksklassen waren besser daran, denn die Industrie deckte ihren Bedarf an Arbeitskräften gern aus diesen müßig am Markt stehenden Frauen, zumal die Frauenhände an den Maschinen durch ihre größere Geschicklichkeit besser zu brauchen und zudem viel billiger zu erhalten waren. Mußte doch die ohnehin bedürfnislosere Frau in der Not mit allem vorlieb nehmen. So ward die Frauenfrage zunächst als Mittelstandsfrage empfunden.

Hier sah der Beamte, der Kaufmann, der Lehrer, der Künstler wie der Handwerker mit Besorgnis auf die ledigen Töchter, denen es nicht

gelingen war, sich durch eine Heirat zu „versorgen“, wie der Sprachgebrauch mit erschreckender Deutlichkeit sagt. Andererseits empfanden verständige und feinfühlige Frauen es als eine ungeheure Schmach, so mit gebundenen Händen auf einen Freier warten und sich selber oft aus Not an einen ungeliebten Mann verkaufen zu müssen. Die Zustände waren unhaltbar geworden.

Als die Kronprinzessin Viktoria aus einem Lande, in dem den Frauen schon eine größere Bewegungsfreiheit gegönnt war, an den preussischen Hof kam, und sich die junge Fürstin durch ihr kluges, warmherziges Wesen rasch Sympathien erworben hatte, da hoffte man von ihrem Einfluß eine Wandlung.

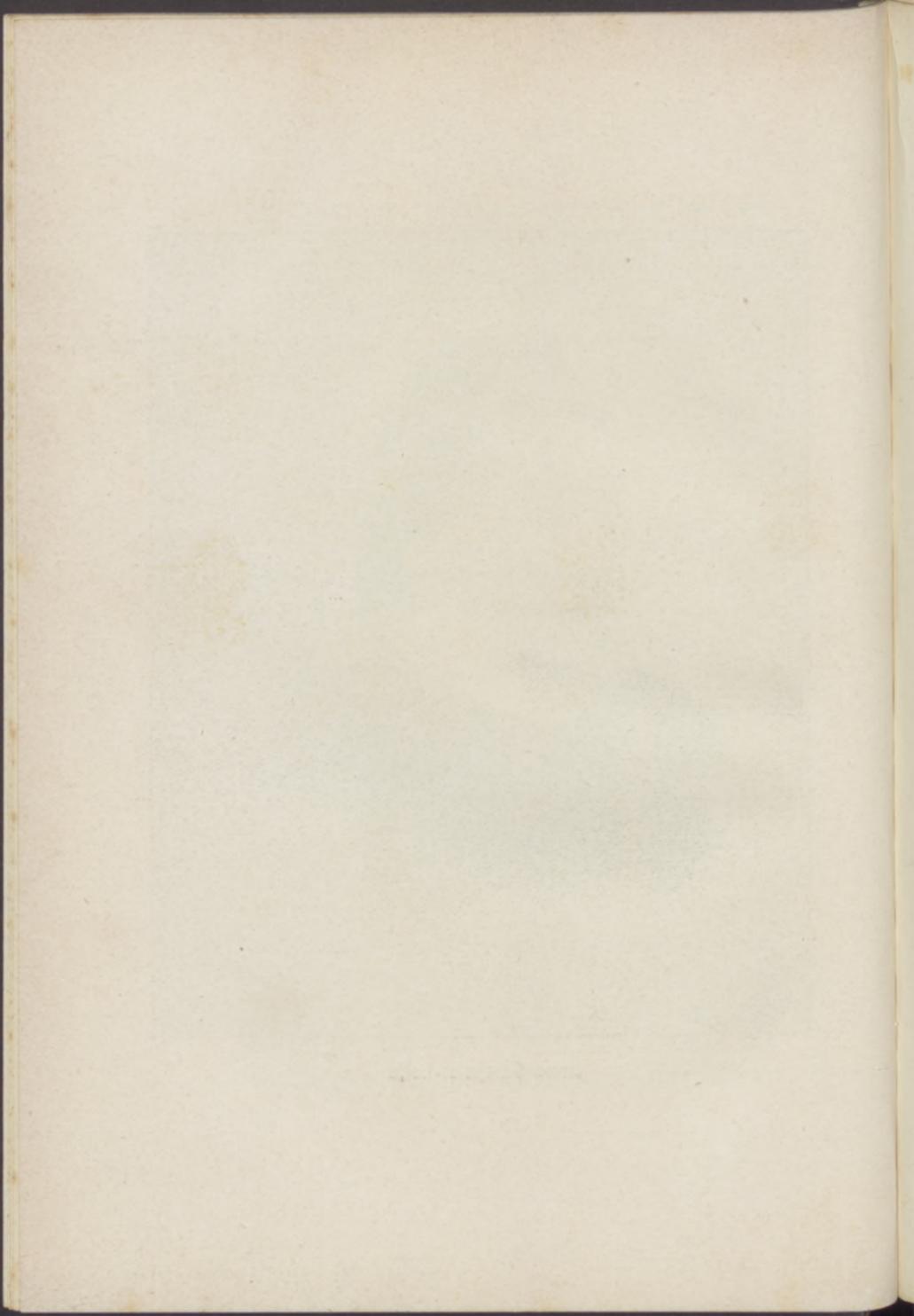
„Ganze Scheffel voll Bittschriften um Anstellungen für unversorgte Töchter erhielt ich in den ersten Jahren,“ sagte sie einmal einer befreundeten Dame. So war es wohl hauptsächlich auf ihre Anregung hin, daß der Präsident Lette eine Denkschrift veröffentlichte, in der er die traurige Lage der in Preußen auf Selbsterhaltung angewiesenen Frauen darlegte, und seine Ausführungen durch reiches statistisches Material und durch zahlreiche Beispiele aus dem Leben ergänzte. Zur Abhilfe des Notstandes wurde die Gründung eines Vereins empfohlen, der Ge-

legenheiten zur ergiebigen Verwertung der weiblichen Arbeitskraft auffuchen und einrichten sollte. Ein halbes Jahr nach Erscheinen jener Denkschrift wurde der „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ gegründet, der später zur Erinnerung an seinen Begründer den Namen „Letteverein“ erhielt. Die Kronprinzessin übernahm das Protektorat und dadurch bekam der Verein bald einen erfreulichen Aufschwung.

Allerdings begann er äußerst bescheiden. In dem Hause Leipziger Straße 92 hatte er eine Hofwohnung von zwei Etagen inne, in denen eine kleine Anzahl Schülerinnen im Kleidermachen, Wäschenähen, Blumenmachen und Putzarbeiten unterwiesen wurden. Im Parterre befand sich unter der Firma „Viktoriabazar“ das Modengeschäft eines Herrn Karl Weiß, in dem ein Eckchen dem Letteverein zur Ausstellung seiner Erzeugnisse überlassen war. Gleichzeitig gründete ein Professor Clement eine Handelsschule für Mädchen, die nach einigen Jahren in den Besitz des Lettevereins überging. Jetzt wohnt der Letteverein im eignen Riesenprachtthaus, dessen Bau über zwei Millionen Mark gekostet hat. Er bildete im Jahre 1903 3085 Schülerinnen aus, beschäftigt über 50 Lehrerinnen und Beam-



Enna Schepeler-Iette



tinnen und hat einen Jahresetat von 112000 Mark.

In der Verwaltung des Lettevereins waren zum Unterschiede vom Allgemeinen deutschen Frauenverein stets neben den Frauen auch Männer tätig. Der Präsident Lette leitete ihn bis zu seinem schon 1868 erfolgten Tode, dann trat Professor von Holzendorff an seine Stelle, bis 1872 die Leitung in die Hände der verwitweten Tochter des Begründers, Frau Anna Schepeler-Lette überging, die eine große Anzahl tüchtiger Männer und Frauen heranzuziehen und dadurch den Verein in einer Weise auszubauen wußte, daß er als Muster aller ähnlichen Anstalten und Bestrebungen dasteht und gleiche Gründungen in zahlreichen Städten Deutschlands hervorge-
rufen hat.

Anna Lette hatte ihren Vater, der im Jahre 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt war, dorthin begleitet und in Frankfurt ihren künftigen Gatten, den Großkaufmann Schepeler, kennen gelernt und reichte ihm bald die Hand zum Ehebunde. Die glückliche Ehe war reich an schweren Schicksalen, denn mehrere Kinder starben bald nach der Geburt und auch der Gatte erkrankte unheilbar. Zwölf Jahre lang pflegte ihn die Frau aufs treueste, bis der Tod

ihn erlöste. Auf ihres Vaters Wunsch siedelte sie 1866 nach Berlin über und widmete ihre ganze Kraft fortan dem von ihm ins Leben gerufenen Werke. 1876 ging Frau Schepeler als Abgesandte des Vereins zur Weltausstellung nach Philadelphia, um Unterrichtsmittel und Unterrichtsanstalten Amerikas kennen zu lernen und das Brauchbare in der Heimat zu verwerten.

Der Betteverein dankt der Tatkraft, dem Organisationstalent und der ungeheuren Arbeitskraft dieser Frau unendlich viel, aber dafür hatte sie auch das Glück, ihre Schöpfung immer prächtiger aufblühen zu sehen. Hochgeehrt starb sie am 17. September 1897 und auch darin blieb das Glück ihr treu, daß ein plötzlicher Tod sie mitten aus ihrer Arbeit hinwegnahm.

Hochverdient um die Organisation des Bettevereins war die Schriftstellerin Jenny Hirsch. Sie trat sogleich bei der Gründung in den Vorstand ein und verwaltete sieben Jahre lang das arbeitsreiche Amt der Schriftführerin.

Sie redigierte auch das Organ des Vereins, „Den Frauenanwalt“, eine vorzüglich geleitete Zeitschrift, die zwölf Jahre bestand, dann aber an der Teilnahmslosigkeit der Frauen zugrunde ging. Agitatorisch griff Jenny Hirsch in die Frauenbewegung durch Übersetzung von John

Stuarts Mills „Subjection of Women“ unter dem Titel „Die Hörigkeit der Frau“, ein.

Der Lebenspfad von Jenny Hirsch war ein äußerst dornenvoller, er gibt ein Bild davon, wie schwer es für viele Frauen war, sich empor zu arbeiten. Jenny Hirsch wurde 1829 im Städtchen Zerbst in Anhalt geboren. Da ihre Mutter früh starb, kam sie unter die Obhut einer Großmutter, die nur für das leibliche Wohl Jennys und ihrer Geschwister sorgte. So wuchs Jenny fast ohne Aufsicht auf, aber sie hatte das Glück, daß ihre Vaterstadt eine für damalige Verhältnisse ausgezeichnete Töchterschule besaß, die sie vom siebenten bis fünfzehnten Jahre besuchte. Da sie eine ausgezeichnete Schülerin war, so gelang es ihr, in dieser Zeit so viel Kenntnisse zu sammeln, daß sie nachher sich autodidaktisch weiterbilden konnte. Freilich mußte sie dies heimlich des Nachts tun, denn am Tage mußte sie in ihres Vaters Schnittwarengeschäft helfen und als nach ihrer Großmutter Tod die Verhältnisse sich so verschlechterten, daß der Vater sein Geschäft aufzugeben gezwungen war, mußte sie ihm ohne Magd die Wirtschaft führen und durch Anfertigen feiner Handarbeiten sich kümmerlich ihren Lebensunterhalt erwerben. Ein Versuch, mit ihren poetischen Arbeiten hervorzukommen, trug ihr nur Hohn und Spott von den Ihrigen ein.

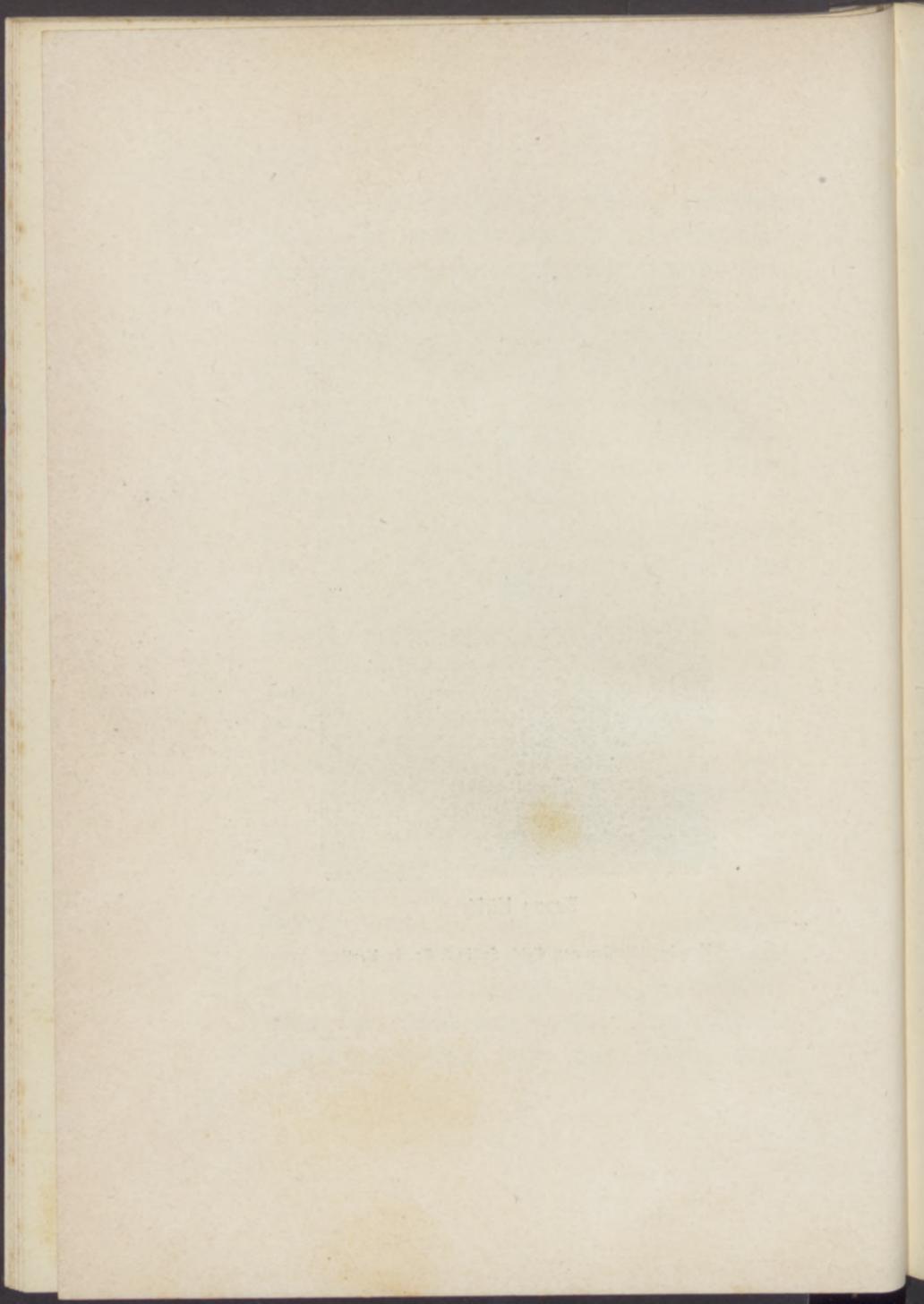
Der Tod des Vaters erlöste sie aus dieser Lage. Sie erbat sich vom herzoglich anhaltischen Konsistorium die Erlaubnis, eine Elementarschule für Knaben und Mädchen einzurichten und nachdem sie ihre Lehrfähigkeit durch Probelektionen erwiesen, wurde ihr in liberaler Weise die Erlaubnis zum Schulehalten erteilt, obgleich sie Jüdin war. Drei Jahre leitete sie diese Schule, dann wurde sie Mitarbeiterin der Frauenzeitung „Bazar“ und trat 1860 in die Redaktion ein, in der sie verblieb bis der Letteverein gegründet wurde. Da sie ihm ihre ganze Kraft widmen wollte, gab sie die inzwischen übernommene Mitredaktion der „Neuen Bahnen“ schon nach kurzer Zeit wieder auf.

Wer so hart, wie Jenny Hirsch die Zurückdrängung aller Kräfte und Fähigkeiten durch veraltete Anschauungen an sich selber erfahren hatte, der taugte zur Vorkämpferin für die neue Idee, die Arena der Arbeit für die Frauen frei zu machen. Um die Organisation des Lettevereins, den sie viele Jahre lang auf den Verbands- und Frauentagen vertrat, hat sich Jenny Hirsch bleibende Verdienste erworben. Nach ihrem Rücktritt von dem Schriftführerposten des Lettevereins widmete sie sich wieder mehr literarischen Arbeiten. Unter dem Pseudonym F. Arnefeldt schrieb sie vielgelesene Romane und war als geschätzte



Jenny Hirsch

Aus dem Atelier von Erich Sellin & Co. in Berlin.



Feuilletonistin bis zu ihrem Tode Mitarbeiterin der großen Berliner Tageszeitungen, besonders des „Zeitgeist“, der wissenschaftlichen Beilage des Berliner Tageblatt.

Nach dem Muster des Lettevereins wurden an vielen Orten Frauenerwerbsvereine gegründet. Bald machte sich der Wunsch nach einem gewissen Zusammenschluß, nach Austausch der gemachten Erfahrungen bemerkbar. Der Letteverein lud deshalb zu einer Konferenz deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine ein, die im November 1869 in Berlin stattfand. Aus vielen Teilen Deutschlands, ja aus Osterreich waren Delegierte geschickt worden, selbst einige Amerikanerinnen nahmen an den Besprechungen teil, deren Resultat die Gründung eines Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine war, dem die Vereine in Berlin, Bremen, Breslau, Braunschweig, Darmstadt, Hamburg, Kassel und Karlsruhe beitraten. Der Allgemeine deutsche Frauenverein hatte zwar Auguste Schmidt und Henriette Goldschmidt entsendet, trat aber dem Verbande nicht bei. Einmal wollte man sich nicht binden, da man die Ziele weiter gesteckt hatte, denn der Allgemeine deutsche Frauenverein faßte von Anfang an die Frauenfrage nicht nur als Brot- und Erwerbsfrage auf, sondern als Menschheits-

frage, die ihre ebenso wichtigen, sittlichen, sozialen und ideellen Gesichtspunkte habe. Und dann beharrte Luise Otto auf ihrem Standpunkte: alles für die Frauen durch die Frauen, die Erwerbsvereine aber hatten damals vielfach Männer im Vorstand. Doch stellten sich bald freundliche Beziehungen her und man beschickte die Verbandstage, die abwechselnd alle zwei Jahre stattfanden, gegenseitig mit Delegierten. Die Zusammenarbeit der Leipzigerinnen mit dem phantastischen Hauptmann Korn war nicht von langer Dauer. Man einigte sich gütlich mit ihm, fand ihn ab und er verschwand mit seiner Frauenzeitung nach Ungarn. Die Frauen redigierten nun ihre Zeitung, die „Neuen Bahnen“, allein. Als Jenny Hirsch ihre Kraft dem Letteverein widmen mußte, schied sie aus der Redaktion aus und an ihre Stelle trat Auguste Schmidt, die sich schon früher schriftstellerisch versucht hatte. Ihr Buch „Aus bewegter Zeit“ ist eine Probe ihres starken Talentes. Später kam sie bei der auf ihr ruhenden Arbeitslast nicht mehr zu größeren Werken. Aber die „Neuen Bahnen“ enthalten manchen trefflichen Aufsatz aus ihrer und ihrer Mitkämpferinnen Feder. Sie bilden eine Chronik aller Frauenbestrebungen jener Zeit und haben siegreich manchen Wandel und manche

Konkurrenz überdauert. Sie erscheinen jetzt im 41. Jahrgange, unter Leitung von Elisabeth Krufenberg-Conze.

Der Allgemeine deutsche Frauenverein nahm eine günstige Entwicklung, nicht allein in Deutschland mehrten sich die Mitglieder, auch mit Oesterreich hatte man Verbindungen angeknüpft, da kam der Krieg von 1866 und trennte Deutschland in zwei feindliche Heerlager. Aber die Mitglieder des Vereins im Norden und Süden hielten fest in Treue und zu Pfingsten 1867 fanden sie sich zur ersten Generalversammlung in Leipzig zusammen. Noch einmal wurde beantragt, auch den Männern volle Mitgliedschaft zu gewähren, aber diesmal sprachen nicht nur die Vorstandsmitglieder, sondern auch die anwesenden Männer dagegen, unter ihnen Dr. Karl Frenzel-Berlin, Dr. August Silberstein-Wien, Dr. Köppler-Mühlfeld-Cöthen. Sie hatten eingesehen, daß die Frauen auf dem richtigen Wege seien und daß sie nur so zur Mündigkeit gelangen konnten. Man beriet unter anderem über Anstellung der Frauen im Post- und Telegraphendienst, mit der Sachsen bereits einige Anfänge gemacht hatte. Frau Dr. Goldschmidt beantragte, „der Verein wolle sich mit Petitionen an Regierungen und Kommunalbehörden wenden, um zu erlangen, daß

die bestehenden Unterrichtsanstalten auch dem weiblichen Geschlechte zugänglich gemacht, auch solche für das weibliche Geschlecht besonders gegründet würden, um dasselbe höherer Bildung teilhaftig und besser erwerbsfähig zu machen“.

Dieser Antrag ward angenommen und Frau Dr. Goldschmidt, die ja schon von „früher her“ Übung in der Abfassung von Adressen und Petitionen hatte, wurde vom Vorstand mit diesem Amt betraut; die meisten der zahlreichen vom Verein im Laufe der Jahre versandten Petitionen sind im Text von ihr verfaßt.

Noch im selben Jahre richtete der Allgemeine deutsche Frauenverein eine Petition an den Norddeutschen Bund um Anstellung der Frauen im Postdienst, und zugleich ward darin gebeten, „die hohe Reichsversammlung möge die Vorteile, die dem deutschen Volke durch Neugestaltung des Vaterlandes gewährt würden, auch den Frauen zuteil werden lassen“.

Auf dem norddeutschen Reichstag fand die Petition eine günstige Aufnahme und dem letzten Teile wurde zugestimmt, die Anstellung von Frauen im Post- und Telegraphendienst allerdings vor der Hand als „nicht tunlich“ erklärt. Immerhin hatten die Frauen durch ihr Vorgehen schon wichtige Vorteile erreicht.

Auch an den in Hamburg tagenden „Kongreß der volkswirtschaftlichen Vereine“ richtete man eine Adresse und bat, auch die Interessen der Arbeiterinnen im Auge zu haben. Ebenso richtete man eine Zuschrift an den Arbeitertag in Gera und sagte darin: „Wenn es da und dort hat geschehen können, daß die Fabrikarbeiter alles aufgeboten haben, die Frauenarbeit in den Fabriken zu verhindern, so bitten wir Sie, solchen Bestrebungen nicht beizutreten“. Weiter wird darauf hingewiesen, daß der Hunger auch den Frauen weh tut, daß sie bei Arbeitslosigkeit leicht der Schande anheimfallen und daß die Arbeiter, die gegen die Frauenarbeit seien, gegen ihr eigenes Fleisch und Blut wüten, da es sich um ihre Mütter, Schwestern, Töchter und Frauen handle. Der Konkurrenzfurcht und Lohndrückerei sei durch Affoziation der Arbeiter und Arbeiterinnen zu begegnen.

Die Begründerinnen der Frauenbewegung traten also ebensowohl für das Wohl der Fabrikarbeiterinnen ein wie für das der Frauen der höheren Klassen. Man hatte und kannte nur einen Wahlspruch: „Eine für alle und alle für eine!“

Im Juni 1869 hielt Louise Otto-Peters einen Vortrag im Luisenstädtischen Handwerkerverein

in Berlin und half dort den ersten Arbeiterinnenverein begründen. Es gab eben nur eine Frauenbewegung, die alle Frauen von der Fürstin bis zur geringsten Arbeiterin umfaßte und erst die deutsche Sozialdemokratie hat es zuwege gebracht, jene Scheidung zwischen bürgerlicher und proletarischer Frauenbewegung zu vollziehen, die nirgends so schroff hervortritt wie in Deutschland und die von den bürgerlichen Frauen weder beabsichtigt noch verschuldet war.

Die zweite Generalversammlung fand im September 1868 in Braunschweig statt. Zum erstenmal wagte man es, die neuen Ideen in eine fremde Stadt zu tragen. Die Aufnahme, die der Frauentag fand, war eine sehr freundliche, der Magistrat hatte sogar den großen Rathsaal den Frauen zur Verfügung gestellt. Auguste Schmidt mußte am Vorabend der Tagung über die Gründe berichten, die den Verein ins Leben gerufen hatten. Sie sagte unter anderem in dieser uns noch erhaltenen Rede:

„Wir haben so selten das ‚Ewig-Weibliche‘ verwirklicht gesehen, weil die Vorstufe des ‚Edel-Menschlichen‘ nur selten erreicht wurde; deshalb sank das Weib unter das Niveau des Menschentums herab und entkleidete sich des Diadems, welches die Natur selbst ihr gegeben hat. Lehre

zuerst dem Weibe die ‚Würde des Menschentums‘ und sie wird fähig sein, die Würde der ‚Frau‘ in reinsten Form in sich zu entwickeln; laß sie die Aufgabe der Menschheit begreifen und sie wird die Aufgabe der Frau in vollendeter Weise erfüllen können, stelle sie in den Verband der Menschheit und sie wird in dem vollen Sonnenlicht des Daseins unverkümmert ihre Eigenart als Weib bewahren und auch gern in dem stillen friedlichen Schatten des Hauses wohnen.

Wir wollen das Vorurteil und die Gleichgültigkeit vernichten, wir wollen das Bewußtsein verbreiten, daß das Glück der Familie, die Heiligkeit der Ehe, die Erziehung der Jugend und die Würde des Weibes abhängig sind von der Stellung der Frau zur Arbeit der Menschheit.

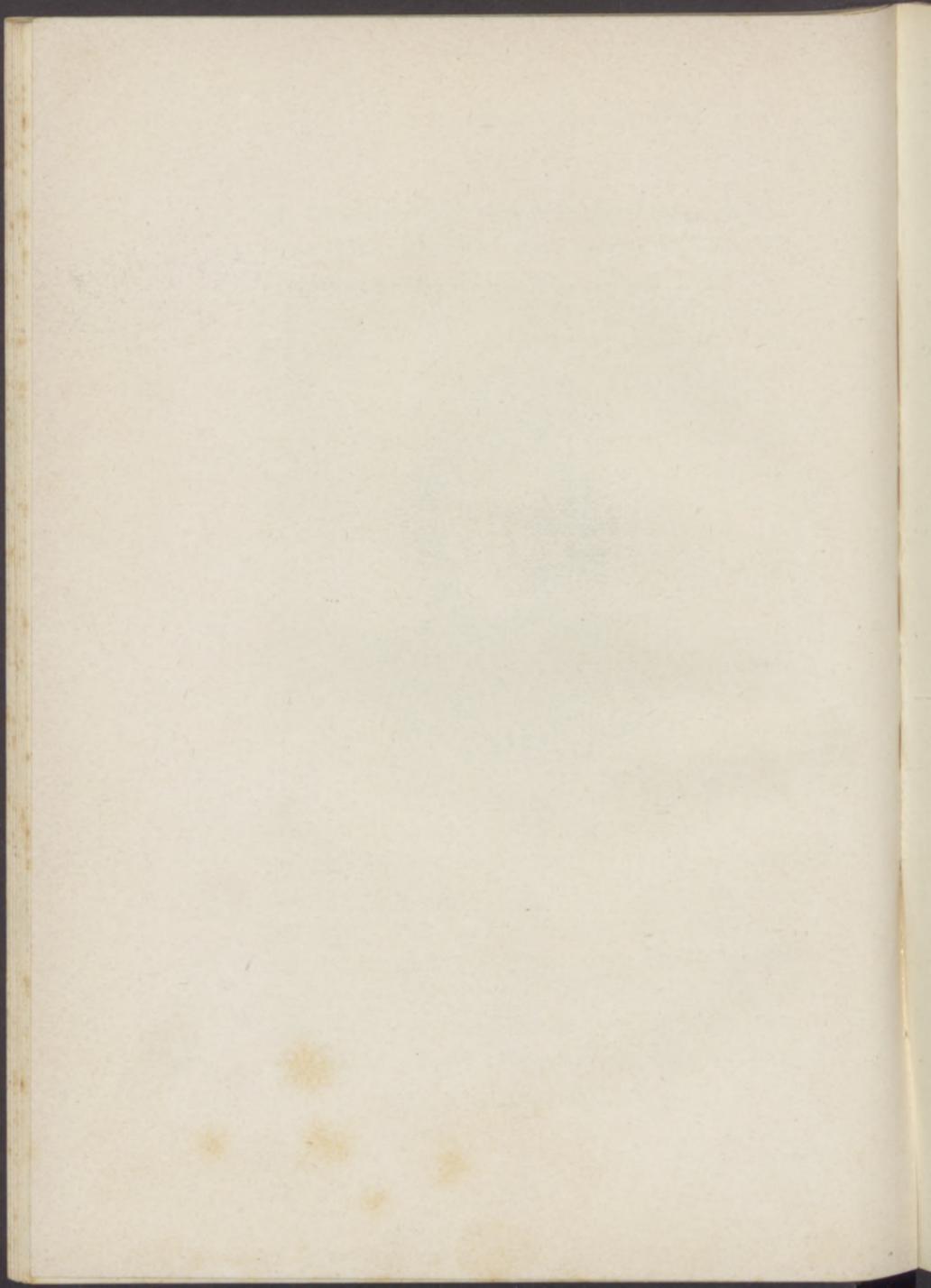
Wenn einst der größte Teil der Frauen in der freigewordenen Arbeit weder eine Last, noch eine Schande erblickt, sondern dieselbe als den göttlichen Stempel des Menschentums betrachtet, dann wird die Reformation vollendet sein, deren erstes Morgenrot in unsere Seele leuchtet.“

In den Verhandlungen dieser Tagung beschäftigte man sich besonders mit der Schulfrage. Der Vorstand wurde beauftragt, einen Entwurf für die Allgemeine deutsche Lehrerversammlung auszuarbeiten und zwei Lehrerinnen

als Delegierte zum nächsten Lehrertag zu schicken. Dieser fand Pfingsten 1869 in Berlin statt und Auguste Schmidt=Leipzig, Marie Calm=Kassel und Fräulein Weyrowitz=Berlin, die der Versammlung beiwohnten, gründeten bei dieser Gelegenheit den „Verein deutscher Lehrerinnen“. Er trat später besonders für die Altersversorgung der Lehrerinnen ein und das Feierabendhaus in Steglitz ist seine Schöpfung. Die Bildungsfragen standen in den ersten Jahren im Vordergrund der Frauenbewegung; auf diesem Gebiet war zunächst die größte Arbeit zu leisten. Der Allgemeine deutsche Frauenverein petitionierte 1869 und 1872 bei der sächsischen Kammer um Errichtung eines Seminars für Volksschullehrerinnen, sowie um Anstellung von Lehrerinnen an Volksschulen in Sachsen, und seine Forderungen fanden Berücksichtigung. Die Frage der höheren Frauenbildung fand besonders durch Marie Calm eine treffliche und sachkundige Vertretung. Sie hatte für den dritten Frauentag in Kassel einen ausgezeichneten Vortrag ausgearbeitet über „Die Stellung der Lehrerin“. Allerdings wagte sie dann nicht, ihn zu halten, sondern Henriette Goldschmidt verlas ihn. Später erschien er als Broschüre im Lüderikschens Verlag in Berlin. Bald aber wuchsen Marie Calm



Mary Allen



immer mutiger die Schwingen und sie darf der gute Genius des Allgemeinen deutschen Frauenvereins genannt werden. Sie gehörte zu jenen Persönlichkeiten, die durch ihre vornehm-bescheidene und liebenswürdige Art, durch die bezaubernde Anmut ihrer Persönlichkeit stets sofort die Herzen gewinnen und Vertrauen einflößen. Gern ging sie als Pionierin in die Städte, in denen der nächste Frauentag abgehalten werden sollte. Und stets gelang es ihrem feinen Takt, ihrem sicheren Blick, die richtigen Personen herauszufinden und mit ihrer warmen Begeisterung und ihrer klaren, überzeugenden Rede sie so für die Frauensache zu erwärmen, daß sie alsbald eine kleine Gemeinde bildeten, die dem Fraentage die Stätte bereitete. Durch diese sorgsame Vorarbeit waren dann die Geister und Herzen willig gemacht, die Saat der neuen Gedanken aufzunehmen. Nur so erklärt sich auch der großartige Erfolg, daß bei jeder Wanderversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins ein neuer Frauenbildungsverein entstand. Diese Lokalvereine bezeichneten als Etappen den zurückgelegten Weg der Frauenbewegung und verteidigten zugleich als vorgeschobene Posten die Sache der Frauenbildung und Aufklärung und führten ihr immer neue Streitkräfte zu.

Marie Calm war am 3. April 1832 in Krolsen, der Residenz des kleinen Fürstentums Waldeck, als Tochter des dortigen Bürgermeisters geboren. In den kaum 21 Quadratmeilen umfassenden Ländchen lebt ein aufgeweckter Menschenschlag, aus dem schon manche geistige Größe hervorgegangen ist. Marie Calm pflegte sich mit Stolz die Landsmännin der Künstler Rauch, Drake, Wilhelm und Frik von Kaulbach, des Staatsmannes Karl Josias von Bunsen, des Dichters Heinrich Stieglitz, des Chemikers Wilhelm Bunsen zu nennen.

Das kleine Krolsen, das erst 1890 eine Eisenbahn erhielt, lag außer aller Verbindung, man mußte sich alle geistige Anregung selber beschaffen. Aber dafür schöpfte man voll aus dem Eigenen und wie ihr Bildungsgang unter einer „Lehrerin von Gottes Gnaden“ zu einer ungewöhnlichen Höhe hinaufging, hat Marie Calm selber in der Biographie Ida Speyers erzählt, die in der Zeitschrift „Die Lehrerin für Schule und Haus“ (Jahrgang 1886) erschien und zugleich ein Streiflicht auf die eigentümlichen, regellosen Schulverhältnisse jener Zeit wirft.

Nach beendeter Schulzeit ging Marie Calm zur Erlernung der französischen Sprache nach Genf und war dann jahrelang als Erzieherin

in England und Rußland tätig. Durch dieses Leben im Auslande weitete sich ihr Horizont und vertieften sich ihre Anschauungen. Nach ihres Vaters Tode kehrte sie 1861 zur Mutter in die Heimat zurück und übernahm die Leitung einer Töchterchule in Bennep. Aber die engen Verhältnisse dort sagten ihr wenig zu. Bald gab sie die Schule wieder auf, ging noch einmal nach England und ließ sich dann mit Mutter und Schwester dauernd in Kassel nieder. Kurz darauf schloß sie sich dem Allgemeinen deutschen Frauenverein an und gehörte seit 1867 seinem Ausschuß und später dem Vorstand an.

Als Lehrerin hat sich Marie Calm auch in Kassel hohe Verdienste um die weibliche Bildung erworben. Eine besonders reiche Tätigkeit entfaltete sie an der von ihr begründeten „Fortbildungsschule für konfirmierte Mädchen“, die später mit der Fachschule des Kasseler Frauenbildungsvereins verschmolzen wurde. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus sind die Anstalten des Kasseler Frauenbildungsvereins, dessen Mitbegründerin und langjährige Vorsitzende Marie Calm war, bekannt, und für viele ähnliche Unternehmungen sind sie vorbildlich geworden. Ganz doch Marie Calm später in Auguste Förster eine ebenso geniale Nachfolgerin, der nicht allein

eine Fortführung der blühenden Fachschulen, sondern auch die Begründung des hauswirtschaftlichen Unterrichts in den Volksschulen für Mädchen und die Anregung für die Ausbildung von Koch- und hauswirtschaftlichen Lehrerinnen zu danken ist. Auf eine andere organisatorische Tat Auguste Försters werden wir später verweisen.

Marie Calm war auch als Schriftstellerin tätig. Besonders ihre Erziehungsschriften „Weibliches Wirken“, „Blicke ins Leben“, „Die Sitten der guten Gesellschaft“, „Daheim und draußen“ fanden weite Verbreitung.

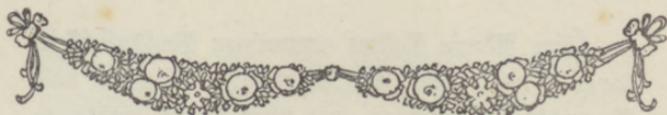
Auch über ein sehr ansprechendes Erzählertalent gebot Marie Calm. Es erschienen meist in angesehenen Zeitschriften eine Reihe Novellen und Romane von ihr; die bekanntesten sind: „Leo“, „Echter Adel“, „Durch Arbeit frei“, „Bellas Blaubuch“, „Er und Sie“, die sich durch hübsche Form, scharfe Beobachtungsgabe und feinen Humor auszeichnen. 1870 veröffentlichte sie einen Band Gedichte.

Als Mitglied des Schriftstellerverbandes gehörte sie der Kommission an, die sich mit den Vorarbeiten zur Gründung der Pensionsanstalt deutscher Schriftsteller und Journalisten zu befassen hatte.

Über Marie Calms anmutiger Persönlichkeit, die bis weit über die Jugendjahre hinaus voll Jugendfrische erschien, wie über ihrem wohlausgefüllten, fruchtbarer Tätigkeit gewidmeten Leben lag ein seltener Hauch von Harmonie. Mitten aus ihrer vollen Kraft nahm eine Herzlähmung die noch nicht Fünfundfünfzigjährige leicht und schmerzlos hinweg. So erfüllte auch der Tod den Wunsch, den sie in einem ihrer Gedichte ausgesprochen:

„Ich möchte sterben in des Lebens Fülle,
Eh noch der Mittag sich zum Abend neigt,
Eh die vergängliche, die schwache Hülle,
Die Spuren der verlebten Jahre zeigt“.

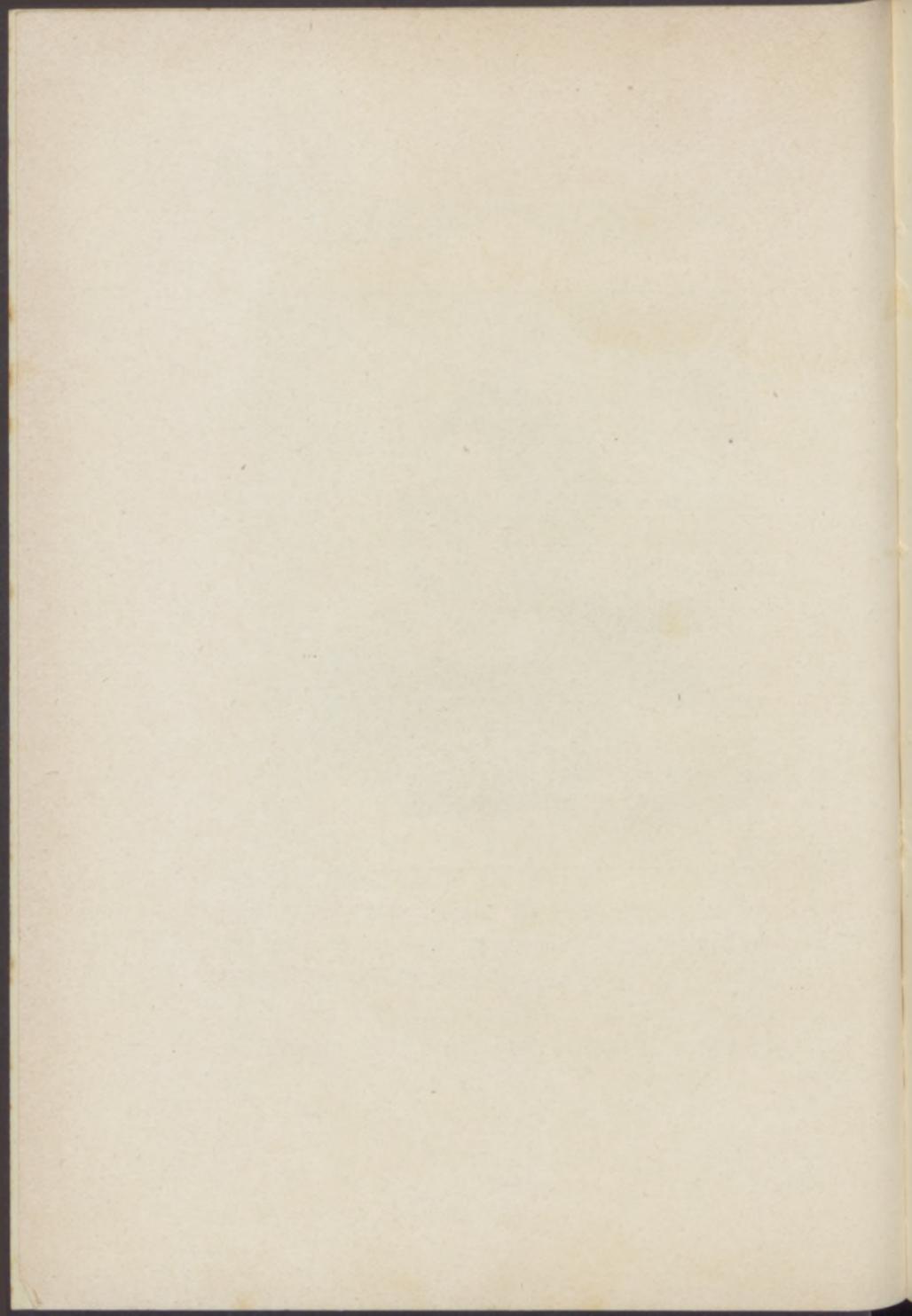




Line der markantesten Gestalten der deutschen Frauenbewegung und zugleich eine der unentwegtesten Vorkämpferin für eine erweiterte berufliche Ausbildung der Frauen war Luise Büchner. 1821 in Darmstadt als die Tochter eines Arztes geboren, wuchs sie in einem Kreise hochbegabter Geschwister auf; mehrere von ihren vier Brüdern zeichneten sich auf wissenschaftlichem Gebiete aus und nahmen zugleich an der politischen Bewegung teil. Am bekanntesten ist wohl Ludwig, der Verfasser des naturphilosophischen Werkes „Kraft und Stoff“. Mit ihrem Bruder Alexander, der später als Literaturprofessor in Caen lebte, gab Luise gemeinsam die vielgelesene Anthologie „Dichterstimmen aus Heimat und Fremde für Frauen und Jungfrauen“ heraus. Am innigsten verbunden aber fühlte sie sich ihrem ältesten Bruder Georg, dem genialen Dichter, dem Verfasser des Dramas „Dantons Tod“, an dem das Kind mit innigster Liebe hing. In die politische Bewegung in Hessen 1834 verwickelt, mußte er



Fräulein Schütz,



fliehen, ging nach Straßburg und der Schweiz, wo den erst Dreiundzwanzigjährigen ein hitziges Fieber dahin raffte. Sein Tod warf einen Schatten auf Luizens Jugend und ferneres Leben, der nie ganz daraus weichen wollte.

Auch bei Luise zeigte sich früh schon eine reiche poetische Begabung. Sie dichtete schon mit dreizehn Jahren und erwarb sich den Ruf eines „Hauspoeten“, der jedes festliche Ereignis im Verwandten- und Freundeskreis besingen mußte.

Durch ernste Studien eignete sich Luise einen reichen Schatz von Kenntnissen in Sprachen, Literatur und Geschichte an. Vielfache geistige Anregung fand sie im Hause des Dichters Gutzkow im nahen Frankfurt, mit dessen erster Frau Amalie sie ein inniges Freundschaftsband verknüpfte. Aber trotz all dieser literarischen Einflüsse und der frühgeübten Selbstbetätigung dachte Luise nicht an ein Heraustreten an die Öffentlichkeit. Erst der ihr befreundete Verleger Karl Meidinger veranlaßte sie, ihre Gedanken über weibliche Bildung und Erziehung niederzuschreiben und so kam 1855 ihr erstes Buch unter dem Titel „Die Frauen und ihr Beruf“ heraus. Es erschien anonym. Der Erfolg dieser Schrift war ein ungeheurer. Obwohl in Luise Büchner noch der alte Geist des demokratischen Idealismus

flammte, so ließ ihr praktischer Sinn sie doch die realen Aufgaben mehr in den Vordergrund schieben; schon in diesem ersten Buch tritt sie für die Erweiterung der Erwerbsmöglichkeiten und die Vertiefung der Frauenbildung ein und setzt ihm als Motto den Kinkelschen Vers voran:

„Ihr sollt euch selber rühren,
Aus eurem Nichts befreien,
Dann sollt ihr uns Walfüren
Und sollt Welleben sein“.

Gleichzeitig versuchte sich Luise Büchner auch novellistisch und schrieb, ermuntert durch den Beifall des alten Cotta, eine Reihe Novellen und Essays für das „Morgenblatt“, die später gesammelt unter dem Titel „Aus dem Leben. Erzählungen aus Heimat und Fremde“ erschienen und von der Kritik sehr beifällig aufgenommen wurden. Eine Schweizer Reise gab Luise den Stoff zu einem bei Thomas in Leipzig erschienenen Roman: „Das Schloß zu Wimmis“; auch einen Band schwermütiger Gedichte gab sie unter dem Titel „Frauenherz“ heraus. Mit ihren 1865 erschienenen „Weihnachtsmärchen“ gewann sich Luise viele Kinderherzen.

Wie viele reichbegabte Menschen empfand auch Luise Büchner den Wunsch, von ihren inneren

Schätzen anderen lehrend mitzuteilen. So hielt sie während eines Jahrzehnts in ihrem Hause Vortragszyklen für Damen über Weltgeschichte, die sich durch ihre freie, kulturhistorische Betrachtungsart auszeichneten.

Aber ihr größtes Lebenswerk sollte Luise Büchner doch auf dem Felde der praktischen Frauenausbildung leisten. Schon der Krieg von 1866 gab ihr Gelegenheit, sich an der Pflege Verwundeter zu beteiligen. Im nächsten Jahre berief die Prinzessin Ludwig von Hessen, die spätere Großherzogin Alice, die durch ihre Lebenswürdigkeit bekannte Tochter der Königin Viktoria von England, Luise Büchner zu sich, um mit ihrer Hilfe einen gemeinnützigen Frauenverein zu begründen. Luise Büchner wurde der Fürstin rechte Hand, sie hatte nicht allein als stellvertretende Vorsitzende des neugegründeten Alicevereins die eigentliche Leitung in der Hand, sie brachte ihn auch zu hoher Blüte. „Ich war so glücklich“, schreibt sie bescheiden in ihren hinterlassenen Papieren, „in Gemeinschaft mit dieser lebenswürdigen und geistvollen Frau für die Interessen meines Geschlechts tätig sein zu können“.

Aus dem Aliceverein erwuchsen eine Reihe von Gründungen für das Wohl der Frauen.

Der Alicebazar vermittelte den Verkauf der Produkte der Frauenarbeit, das Lyzeum erschloß den Frauen den Zugang zu wissenschaftlicher Bildung, die Industrieschule gab ihnen fachliche Ausbildung. Auch ein Seminar für Handarbeitslehrerinnen wurde eingerichtet und die von hier ausgehende erfolgreiche Agitation für obligatorische Einführung des Handarbeitsunterrichtes in die Mädchenschule und das Erteilen des Unterrichts nach der Schallenfeldschen Methode trug nicht allein in Hessen viel zur Entwicklung der Frauenarbeit bei, sondern wurde für ganz Deutschland vorbildlich.

Im Kriege 1866 hatte sich ein großer Mangel an geschulten Krankenpflegerinnen fühlbar gemacht. Das regte Luise Büchner an, unter dem Schutze der Großherzogin einen „Verein für Krankenpflege“ zu begründen, der weltliche Pflegerinnen ausbildete und so den Frauen auch diesen Beruf unabhängig von der Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft erschloß. Auf der Versammlung, den die Frauenbildungs- und Erwerbsvereine behufs Gründung eines Verbandes 1869 in Berlin hielten, sprach Luise Büchner als Vertreterin des Alicevereins über die „Ausbildung weltlicher Krankenpflegerinnen“. Sie erntete mit ihren Ausführungen lebhaften Beifall und ihre

geistige Klarheit und Ueberlegenheit trat in den folgenden Diskussionen so überzeugend zutage, daß man ihr ohne weiteres den Ehrenvorsitz einräumte. Sie galt bis zu ihrem Tode als erste Autorität auf dem Gebiete der praktischen Frauenbildung und ihr leitender Einfluß machte sich in ganz Deutschland bemerkbar.

Als im Jahre 1870 der „Frauenanwalt“ als Organ des Lettevereins begründet wurde, nahm Luise Büchner lebhaften Anteil daran und wurde seine eifrige Mitarbeiterin. Aus ihrer Feder ist der eröffnende Artikel geflossen. Sie nennt darin das neunzehnte Jahrhundert das der sozialen Bestrebungen und der „ausgleichenden Gerechtigkeit“. Aber indem sie im Geiste einer höheren Gerechtigkeit die Lage des weiblichen Geschlechtes, der größeren Menschheitshälfte, überblickt, sieht sie „ein langes Gefolge von Mangel, Entbehrung, Hunger, Schande, Frivolität, Unbildung, Arbeitslosigkeit oder Überhäufung der Arbeitslast den Lebensbahnen der unschuldigen Geschöpfe folgen, die so harmlos ins Leben hüpfen und so wenig geeignet sind, „den Kampf um das Dasein“ zu bestehen!“

„Wo aber“, fährt sie fort, „finden wir den Erlöser für diese Übel? Er tritt im schlichten Gewande einher und heißt: Arbeit für alle!“

Die Befähigung zur Arbeit, die Möglichkeit der Arbeit und das Recht, die Arbeit zu wählen, die ihm zusagt, das ist die allein dauernden Wert besitzende Morgengabe, welche der Geist des Jahrhunderts dem weiblichen Geschlechte in die Wiege zu legen sucht“.

Aber der praktischen Seite fügt Luise Büchner sogleich die ideale bei, ohne die der wahre Wert der Arbeit fehlt.

„Das A und O aller unserer Bestrebungen für die Frau liegt in dem einen Worte Erziehung! Die ganze weibliche Erziehung muß eine andere werden, dann erst winkt ihr die rechte Erlösung durch die Arbeit. Alles, was man jetzt zu versuchen gedenkt, mit weiblichen Fach- und Gewerbeschulen, Fortbildungsanstalten, Universitäten — ist in die Luft gebaut, ehe nicht die Schule, die höhere wie die niedere, eine andere geworden ist, ehe nicht die weibliche Erziehung und Heranbildung in die Hände solcher gelegt wurde, die selbst dafür gründlich und zweckentsprechend vorgebildet sind“.

Auch in der von Schornstein herausgegebenen „Zeitschrift für höhere weibliche Bildung“, in der Kölnischen Zeitung, der Augsburger Allgemeinen, der Berliner Nationalzeitung, der Darmstädter Zeitung, der Didaskalia und anderen angesehenen

Blättern kämpfte Luise Büchner in geistvollen Artikeln für Hebung des Frauenlooses und Vertiefung der weiblichen Bildung.

Ihre Stimme verhallte nicht ungehört; bei der vom preußischen Kultusministerium 1873 zur Regelung von Erziehungs- und Unterrichtsfragen einberufenen Konferenz von männlichen und weiblichen Pädagogen (letztere waren allerdings stark in der Minderzahl) wurde Luise Büchner der ehrenvolle Auftrag, „sich schriftlich zu den Protokollen zu äußern“. Es war dies das erste mal, daß eine preußische Staatsbehörde dem Wort der Frau ernste Bedeutung beimaß.

Obwohl Luise Büchners Botum in sehr entgegenkommender Form abgefaßt war, also nicht unmittelbar zu Reformen anregte, enthält es doch die Richtlinien für die späteren Forderungen der Mädchenbildung, um die wir allerdings zum Teil heute noch kämpfen.

Luise Büchner wehrt sich gegen die besondere Zuspitzung aller Fächer des weiblichen Unterrichts auf die Ethik. Sie findet die Ethik bei der Knabenerziehung gleich nötig und will, daß man sich nicht verleiten lasse, besondere Mittel hierzu in der Mädchenschule in Anwendung zu bringen. Wenn sie dann verlangt, daß die höhere Töchter- schule der Zukunft so organisiert werden müsse,

daß sie für die möglichen künftigen Berufsarten der Frauen nach Kräften vorbereite, daß sie durchaus jenen gründlichen, ernstesten, praktischen Charakter haben müsse, welche die künftige Mutter und Hausfrau ganz ebensowohl auf ihren Beruf vorbereite wie die Lehrerin und Ärztin, da man nicht wissen könne, ob die Schülerin, die man im Geiste schon als Mittelpunkt einer heranwachsenden Familiengruppe sähe, doch einen Beruf ergreifen müsse, und umgekehrt die vorausichtige Lehrerin viel beanspruchte Gattin und Hausfrau werde, so könnten diese Ansprüche auch auf der Konferenz für die Reform des höheren Mädchenschulwesens von 1906 getan worden sein. Und wenn sie fordert, daß die allgemeine Bildung keine abschließende, sondern eine gründlich vorbereitende sei, auf der praktisch weiter gebaut werden könne, wenn sie wünscht, daß die Ausbildung möglichst bis zum achtzehnten Jahre dauern, und der Unterricht der Mädchen hauptsächlich in der Hand wissenschaftlich gebildeter Lehrerinnen liegen solle, so beweist das wieder, wie langsam sich bei uns theoretisch längst anerkannte Forderungen in die Praxis umsetzen.

Trotz ihrer rastlosen Arbeit für die Frauenbildung versiegte die poetische Ader der Dichterin nicht ganz. Noch wenige Jahre vor

ihrem Tode gab Luise Büchner eine erzählende Dichtung „Klara Dettin“ heraus, die sie mit einem tiefempfundenen Widmungsgedicht der Großherzogin von Hessen zueignete. Innige Freundschaft verband sie mit der fürstlichen Frau bis zum Tode; auch dem deutschen Kronprinzenpaar war sie während eines Badeaufenthaltes auf der Insel Föhr persönlich nahe getreten. Auch Luise Büchner durfte mitten aus der Fülle ihrer Kraft abtreten. Am 28. November 1877 starb sie nach kurzer Krankheit, wenige Tage, nachdem ihre Schöpfung, der Aliceverein, sein zehnjähriges Bestehen feierlich begangen hatte. Sie war nur 56 Jahre alt geworden.





So begeistert die in der Frauenbewegung stehenden Frauen für die Erweiterung und wissenschaftliche Vertiefung der Frauenbildung kämpften, so enthusiastisch sie den auf dem fünften Frauentag in Eisenach von dem rühmlichst bekannten Pädagogen Dr. Wendt-Troppau entwickelten Plan eines zu begründenden Realgymnasiums für Mädchen (Parthenagogium) aufnahmen, so sehnsüchtig die wissenschaftlich Strebenden nach einer Öffnung der Universitäten für die Frauen verlangten, die erste Erziehung des Kindes erschien ihnen doch daneben nicht minder wichtig. Der Anstoß zu einer grundlegenden Neugestaltung der ersten Jugenderziehung war vor kurzem von dem Pädagogen Friedrich Fröbel ausgegangen und seine naturgemäße Erziehungslehre fand bei den Frauen die begeistertste Aufnahme. Fröbel brachte zu den von den Philanthropen der deutschen Volksschule gegebenen Denkübungen, zu Pestalozzis Anschauungsübungen die Beschäftigungsübungen. Er knüpfte mit seiner Methodik unmittelbar an

das Leben, an den Lebens-, Spiel- und Beschäftigungstrieb des Kindes an.

Für Fröbel ist das Tun des Kindes, das Spiel, ein Hauptbildungs- und =erziehungsmittel.

„Der Anfangspunkt alles Erscheinenden“, sagt er in einem Brief an den Philosophen Chr. Krause, „Daseienden, also auch des Schauens, des Wissens, ist Tat, Tun. — Von der Tat, dem Tun muß daher die echte Menschenerziehung, die entwickelnde Erziehung des Menschen beginnen.“ Friedrich Fröbel wandte sich mit seiner Lehre vorzugsweise an die Frauen. Er hatte die hohe Bedeutung der Frau als Erzieherin des Menschengeschlechts erkannt, er verlangt von der Frau, daß sie dem Kinde nicht nur die erste leibliche, sondern daß sie ihm auch die erste geistige Nahrung reiche. „Gott hat das leibliche und das geistige Gedeihen des Menschengeschlechts in den echten Frauensinn und das echte Frauengemüt gelegt.“

Und so hoch und wichtig erschien ihm diese Aufgabe der Frau, daß er sie allen Leistungen der Männer gleichgesetzt wissen wollte. Er bekannte sich von seinem Standpunkte aus uneingeschränkt zur völligen Gleichberechtigung der Frauen.

„Es ist das Charakteristische der Zeit, das weibliche Geschlecht seiner nur instinktiven, passiven

Tätigkeit, als Glied der Menschheit zu erheben, und es von seiten seines Wesens und seiner menschheitpfllegenden Bestimmung ganz zu derselben Berechtigung wie das männliche Geschlecht zu erheben, und das Weib so von seinem Wesen und Geiste aus als rein und vollkommen ebenbürtig mit dem männlichen Geschlechte zu betrachten.“

Während Fröbel bei den Pädagogen nur bedingte Anerkennung fand, war es besonders eine Frau, die Baronin von Marenholz-Bülow, die ihr Leben ganz in den Dienst der Kindergartensache stellte und als Fröbels Prophetin die Länder durchzog, überall zur Gründung von Kindergärten und Ausbildungsstätten von Kindergärtnerinnen anregend. Frau von Marenholz hatte 1849 während eines Badeaufenthaltes in Liebenstein die Anstalt des greisen Fröbel im nahen Mariental kennen gelernt. Der siebzigjährige Pädagoge hatte nach einem vielbewegten Leben sich jetzt ganz der Erziehung der Kleinsten zugewandt und hier im lieblichen Mariental eine Schar junger Mädchen um sich versammelt, die er zu Erzieherinnen der Jugend, zu Kindergärtnerinnen ausbildete. Vergebens hatte Fröbel bisher versucht, die allgemeine Aufmerksamkeit der Pädagogen auf sein System zu lenken oder Familien zur Gründung

von Vereinen für Familien- und Volkerziehung zu bewegen. Nun fand er in Frau von Marenholz eine eifrige Förderin seiner Bestrebungen. Die hochintelligente und sehr kinderliebe Frau war sogleich von der Richtigkeit der Fröbelschen Ideen überzeugt und wußte auch den angesehenen Pädagogen Diesterweg dafür zu gewinnen, der mit starken Vorurteilen zur Besichtigung der Fröbelschen Einrichtungen nach Liebenstein gekommen war. Dem mächtigen Einfluß dieser neuen Freunde dankte Fröbel einen Aufschwung seiner Sache; schon war der erste Kindergarten in Berlin eröffnet worden, da kam plötzlich ein schwerer Schlag: der Erlaß des preussischen Kultusministers von Raumer, der die Kindergärten als sozialistisch und atheistisch verbot. Dem Herrn Kultusminister war dabei eine kleine Verwechslung passiert, er hatte den idealistischen, christlich-frommen Friedrich Fröbel mit seinem Neffen Karl Fröbel verwechselt, der in einer Broschüre: „Hochschulen für Mädchen und Kindergärten“ freiere soziale und religiöse Ansichten entwickelt hatte. Es nützte nichts, daß Fröbel sofort an den Kultusminister schrieb und ihm darlegte, daß seine Ansichten denen seines Neffen in vielen Punkten durchaus entgegengesetzte seien, es blieb bei dem Verbot. Die Kindergärten galten

in Preußen lange Zeit als Stätten der Gottlosigkeit; das Flechtblatt und der bunte Ball der Zweijährigen erschienen als ebenso schlimme Führungsmittel der Jugend wie einige Jahrzehnte früher das Turnen als demagogisch und staatsgefährlich angesehen wurde. Aber die Macht einer Bewegung wächst an den Widerständen. War Fröbel auch durch diese schlimme Wendung ganz niedergeschmettert, so veranlaßten ihn seine Freunde nun, eine Versammlung bewährter Pädagogen nach Liebenstein zu berufen, um seine erzieherischen Bestrebungen und Anstalten zu prüfen. Durch diese Versammlung fanden die Fröbelschen Ideen in den weitesten Kreisen Anerkennung und Zustimmung.

Fröbel wandte sich in der richtigen Erkenntnis, daß die erste Erziehung des Kindes doch ganz in die Hände der Mutter gelegt sei, an die anwesenden Frauen und forderte sie auf, Kindergärten und Erziehungsvereine zu gründen. Seine Worte fanden begeisterten Widerhall in Frauenherzen. War's auch in Preußen verboten, so durfte man doch anderwärts Kindergärten gründen. Zwar erlebte Fröbel den Sieg seiner Idee nicht mehr, denn er starb schon im nächsten Jahre. Aber seine eifrigste Anhängerin, Frau von Marenholz, deren einziges Kind inzwischen gestorben

und deren nicht glückliche Ehe getrennt war, widmete ihr Leben fortan ausschließlich der Ausbreitung seiner Erziehungsmethode. Sie wandte sich zunächst nach Paris, wo sie in drei Jahren über hundert Vorträge über Fröbels Methode hielt und es durchsetzte, daß die Einrichtung von Kindergärten vom Unterrichtsministerium empfohlen wurde. Sie schrieb auch das erste Handbuch der Fröbelschen Erziehungslehre in französischer Sprache: „Manuel des jardins d'enfant“.

Mit gleichem Erfolg war sie im Elsaß tätig und ging dann auf Einladung des belgischen Ministerpräsidenten nach Brüssel, wo sie Ausbildungskurse für Kindergärtnerinnen gründete. In Holland fand sie der Kindergarten Sache durch Frau von Calcar schon vorgearbeitet und die von ihr dort begründeten Anstalten gelangten rasch zu voller Blüte.

Nach diesen Erfolgen im Auslande kehrte Frau von Marenholz nach Deutschland zurück. Es gelang ihr die Aufhebung des Verbotes beim Ministerium durchzusetzen und mit Hilfe des Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen und seines Präsidenten Vette einen „Frauenverein zur Beförderung der Kindergärten“ in Berlin zu begründen. Sie gewann die Schriftstellerin Lina Morgenstern zur

Vorsitzenden dieses Vereins und bald wurden unter Leitung zweier noch von Fröbel selbst ausgebildeter Kindergärtnerinnen die beiden ersten Kindergärten in Berlin eröffnet. Bald folgten zwei weitere, auch wurden eine Kindergärtnerinnenbildungsanstalt und eine Kinderpflegerinnenschule eingerichtet. Lina Morgenstern schrieb das erste deutsche Handbuch für Kindergärtnerinnen, „Das Paradies der Kindheit“, das sie Frau von Marenholz widmete.

Bei der späteren Begründung eines Volksh Kindergartens für die Kinder der armen Bevölkerung kam es aber zu Differenzen zwischen dem Frauenverein und seiner Ehrenpräsidentin. Die exklusivere Frau von Marenholz, die Widerspruch nicht gewöhnt war, legte den Ehrenvorsitz nieder und gründete ihrerseits einen „Verein für Familien- und Volkserziehung“, der dieselben Ziele verfolgte wie der Frauenverein. Dadurch kam eine Zersplitterung in die dafür bereiten Kräfte unter der die Entwicklung der Kindergartensache in Berlin erheblich litt. Erst später, als Frau von Marenholz auch ihre Beziehungen zu diesem Verein gelöst hatte, vereinigten sich beide Vereine wieder zu dem Berliner Fröbelverein, der noch heute fortbesteht.

Frau von Marenholz wählte nun Dresden

zu ihrem Wohnsitz und begründete dort später mit dem Allgemeinen Erziehungsverein die Dresdener Fröbelstiftung, eine mit Pensionat und Schulgarten verbundene Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen, die auch häufig von Ausländerinnen aufgesucht wurde. Für diesen Verein wußte Frau von Marenholz Männer und Frauen der verschiedensten Lebensstellungen und Richtungen zu gewinnen und sie verstand sie zu überzeugen, daß „Einigkeit in den Prinzipien der Erziehung des Menschengeschlechts nicht nur möglich, sondern zur Befestigung unsrer Zivilisation unentbehrlich ist“.

Unermüdblich setzte Frau von Marenholz auch von Dresden aus ihre Agitationsreisen fort und verschaffte zunächst den Fröbelschen Ideen in allen Teilen Deutschlands Eingang. Besonderen Erfolg hatte sie bei Gustav Werner, dem Begründer der Kleinkinderschulen in Reutlingen, der dort Fröbels Methode einführte. Ebenso trug sie diese Ideen nach der französischen Schweiz, nach Tirol, Italien und England. Durch Briefwechsel und durch ihre Schriften regte sie die Kindergartenfrage in Dänemark und Schweden an, durch ihre Schülerinnen wurde sie in Rußland, Nordamerika und Ungarn verbreitet. Wenn man heute Fröbels Methode in der ganzen zivilisierten Welt findet,

so ist das zum nicht geringen Teil das Verdienst der energischen Frau, die ihre ganze Lebensarbeit an dies eine Werk setzte.

Auch einige hervorragende deutsche Pädagogen gewann Frau von Marenholz. So den Schularat Schmidt in Rötten, der ebenso wie die Geschwister Breymann in Wazum bei Wolfenbüttel die Fröbelsche Methode als Lehrgegenstand in sein Lehrerinnenseminar aufgenommen hatte. Sie übertrug ihm die Chefredaktion der von ihr begründeten Zeitschrift „Erziehung der Gegenwart“, für die sie auch den bedeutenden Hamburger Pädagogen Richard Lange als Mitarbeiter zu gewinnen wußte.

Frau von Marenholz blieb bis ins höchste Alter hinein ihrer Lebensarbeit treu, noch als Neunundsiebzigjährige weihte die zarte, gebrechliche Greisin Schülerinnen in Fröbels Methode ein. Ihre Erfahrungen auf erziehlichem Gebiet legte sie in vielen Broschüren und Artikeln und in den Büchern nieder: „Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbels Methode“, „Erinnerungen an Friedrich Fröbel“, „Das Kind und sein Wesen“ und „Theoretisches und praktisches Handbuch der Fröbelschen Erziehungslehre“.

Frau von Marenholz wollte Fröbels Lehre ganz rein weitergeben, wenn auch klar erläutert

und durch Hegels Dialektik tiefer begründet. Sie hielt sich an den von Fröbel ausgesprochenen Gedanken von der gesetzmäßigen gegenseitigen Verbindung des Menschen und seiner Umgebung, wonach auch die Gesetze des Kosmos Einfluß auf die Entwicklung des Individuums haben. Die Anwendung dieses Weltgesetzes auf die Erziehung erschien ihr Fröbels größtes Verdienst. Deshalb legte sie größtes Gewicht darauf, daß dem Kinde die Beschäftigungsmittel in geometrischer Reihenfolge vorgeführt wurden. Das Kind sollte dadurch von Anfang an logisch geordnete Anschauungen, „Typen der Natur“, erhalten.

Aber diese Methode führt einerseits zu vorzeitiger Verstandeskultur, andererseits erstarrt sie im Schematismus. Frau von Marenholz legte sich auf Fröbels Prinzipien fest, ohne ihre Erziehungsmethode durch das veränderte Denken der Zeit beeinflussen zu lassen. Die Veränderungen in der wissenschaftlichen Erkenntnis eines halben Jahrhunderts waren spurlos an ihr vorübergegangen.

Sie starb 83 Jahre alt 1893 in Dresden.



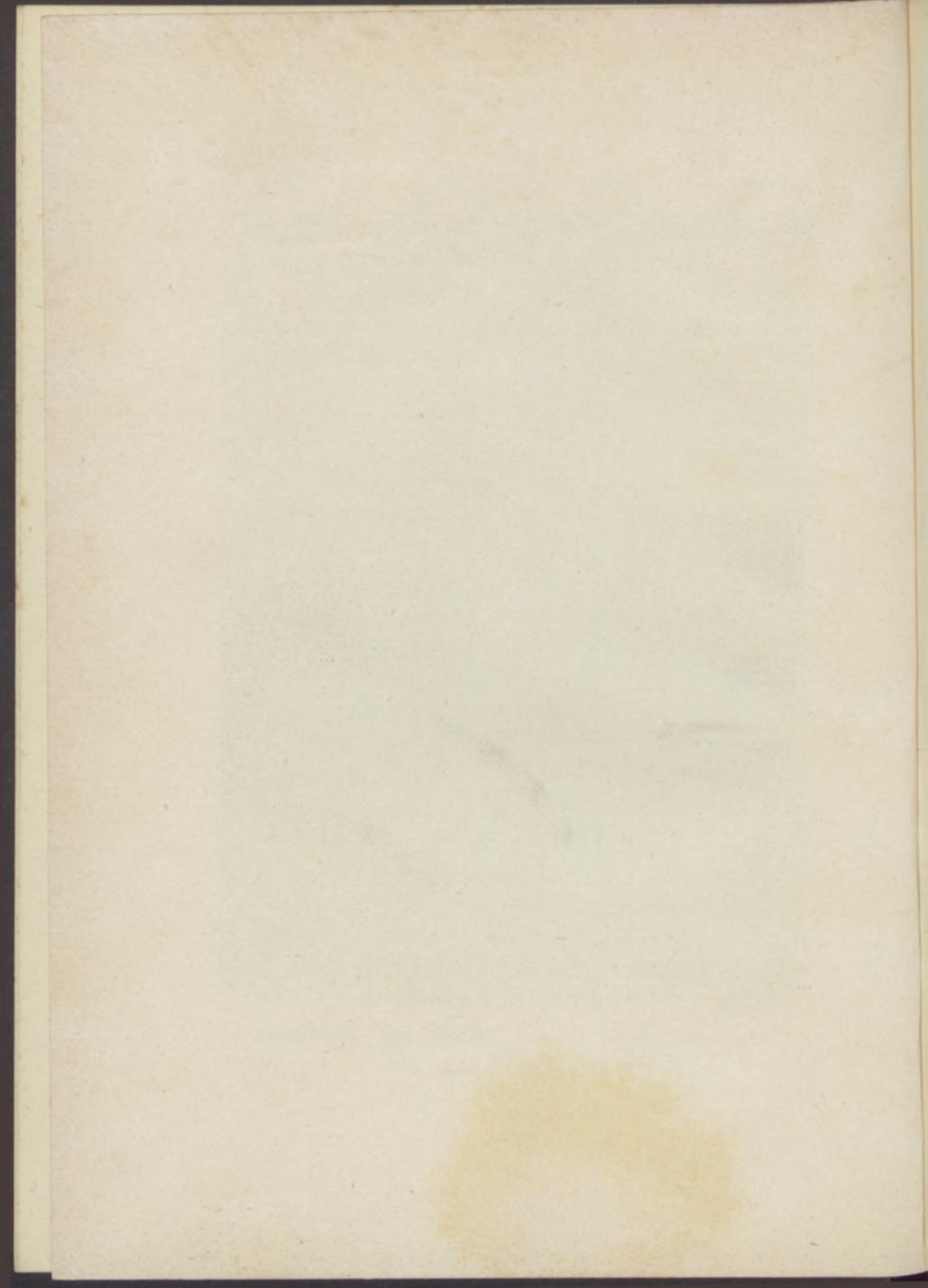


Der Kindergarten blieb immer die Domäne der Frau. Namentlich die Frauen mit starken mütterlichen Instinkten, die Trägerinnen einer zur Menschenliebe erweiterten Mütterlichkeit, fühlten sich stets von Fröbels Lehre angezogen. So begründete die treffliche Johanna Goldschmidt in Hamburg Fröbelinstitute, die ihre Schülerinnen besonders als Pionierinnen in die überseeischen Länder entsandten.

In Leipzig war es die uns schon bekannte Henriette Goldschmidt, die sich von Fröbels Ideen im Innersten gepackt fühlte. Nachdem Pfingsten 1871 in Dresden der Allgemeine Erziehungsverein unter Anwesenheit von Luise Otto-Peters begründet war und zu gleicher Zeit Marianne Menzzer einen „Verein für weibliche Fortbildung“ dort begründet hatte, rief Henriette Goldschmidt im Dezember 1871 in Leipzig den „Verein für Familien- und Volks-erziehung“ ins Leben.



Goldschmidt.



Im Erzieherberuf sah Henriette Goldschmidt den wahren Kulturberuf der Frau, und der Bildung des weiblichen Geschlechtes zu seiner „Menschheit pflegenden Bestimmung“ war der größte Teil ihrer Lebensarbeit geweiht. Mit Fröbels Augen sah sie in der Erziehung etwas, das nicht einzelne Volkskreise, sondern das gesamte Volksleben umfaßt. Und die Erziehung der Frau, so einfach oder so reich sie ausgestattet werde, sollte immer wieder in der einheitlichen Idee wurzeln, daß sie vor allem zur Bildnerin der künftigen Generation berufen sei.

Aus dieser einheitlichen Auffassung der gesamten Frauenbildung gingen die Schöpfungen Henriette Goldschmidts hervor, wurde die eigenartige Gliederung der Institute veranlaßt, welche das dem Verein für Familien- und Volkserziehung in der Weststraße 16 in Leipzig gehörige Haus umschließt. Es enthält einen Volkskindergarten, ein Seminar für Kindergärtnerinnen und ein Lyzeum, in dem die jungen Mädchen die höchste wissenschaftliche Bildung empfangen, dabei aber gehalten sind, an der Erziehungslehre des Seminars teilzunehmen, so daß das Haus alle Stufen weiblicher Bildung von der ersten bis zur höchsten und letzten umfaßt. Es hat bereits über tausend Schülerinnen ausgebildet.

Auch nach anderer Seite wirkte Henriette Goldschmidt erzieherlich anregend, denn die öffentlichen Vorträge, die sie im Winter 1881 in Leipzig hielt und die in dem Buche „Ideen über weibliche Erziehung im Zusammenhang mit dem System Friedrich Fröbels“ (Carl Reißner, Leipzig) gesammelt sind, gaben dem Leipziger Magistrat die Anregung zur Begründung der städtischen Fortbildungsschule für Mädchen.

Noch immer hält die Achtzigjährige die Hand über ihrem Werk. In der höchsten Etage des Hauses in der Weststraße liegt das harmonische Heim, in dem die jugendfrische Greisin unter ihren Palmen und Blumen und den Statuen ihrer Lieblingsdichter Lessing und Schiller wohnt. Aber sie führt hier kein ausschließlich beschauliches Dasein, denn noch immer laufen all die vielverschlungenen Fäden der weitverzweigten Anstalten in ihren kleinen, feinen Händen zusammen und kein Tag vergeht, an dem nicht die jüngeren Leiterinnen der Anstalten hinaufsteigen, um sich den Rat der bewährten Meisterin zu erbitten und alle Sorgen an ihr gütiges Herz zu legen. In dem beweglichen Geist der Patriarchin lebt noch frisch die Erinnerung an die Anfänge jener großen Bewegung, die sie selber heraufführen half und deren Sieg sie als eine der wenigen

Auserwählten mit erleben durfte. An ihrem achtzigsten Geburtstage sandte der König von Sachsen ihr, der „Erzdemokratin“, die Carola-medaille, für ihre Verdienste um die Volkserziehung. Eine besondere Genugtuung aber war es für Henriette Goldschmidt, daß kürzlich ein junger Doktorand der Leipziger Universität, Dr. phil. Schulz, „Fröbels Erziehungslehre“ zum Thema seiner Dissertation gemacht hatte.



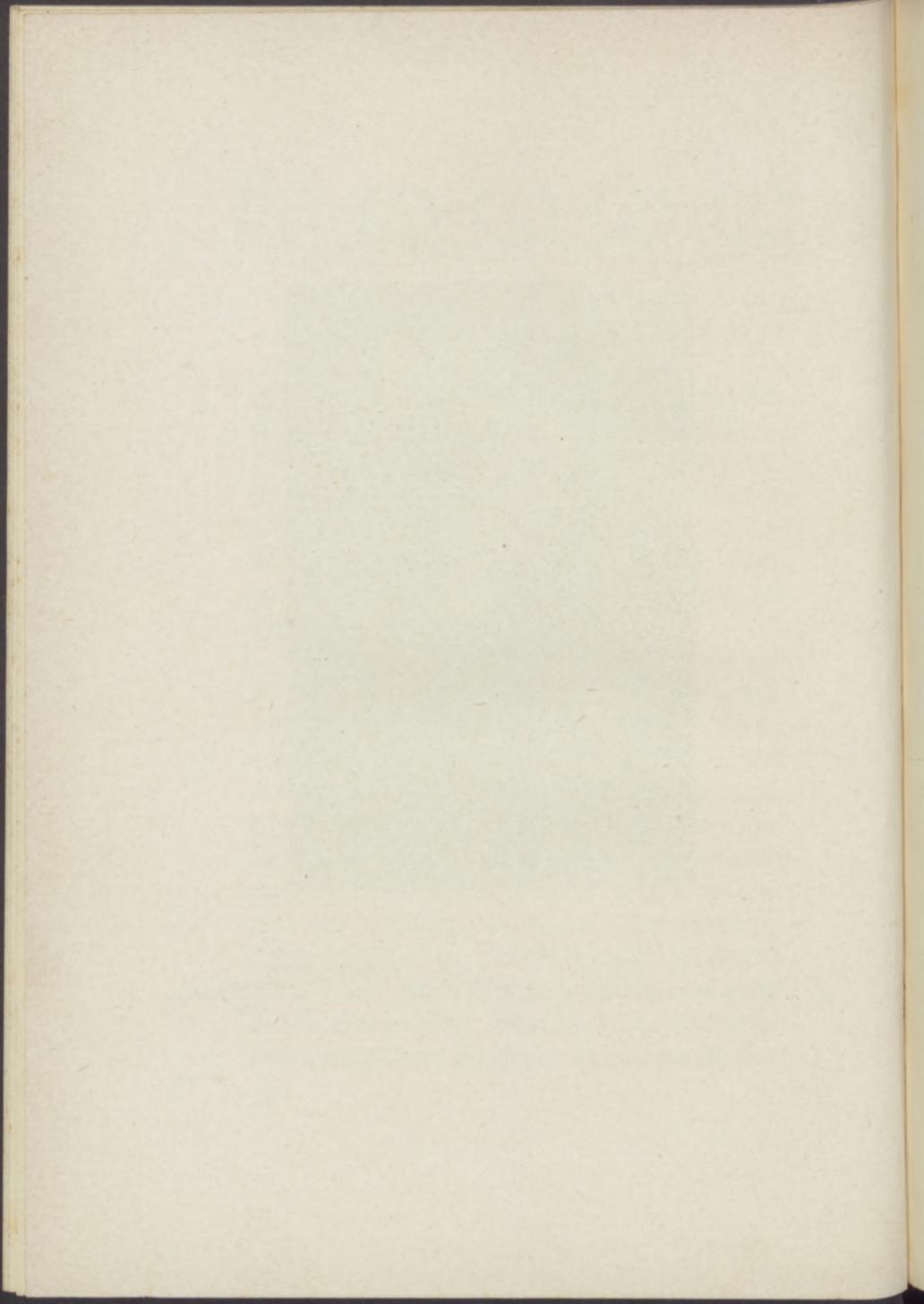


Bu den Frauen der vorwiegend pädagogischen Richtung gehört auch die Schriftstellerin Jeanne Marie v. Gayette-Georgens. In Kolberg 1817 als die Tochter eines Majors geboren, verlebte sie die Kindheit im Hause der Großeltern in Pillaun, und das Rauschen ihres geliebten Baltischen Meeres tönte später noch oft durch ihre Dichtungen.

Nach einer romantischen Jugend, die sie zur Pflege eines verwundeten Bruders mitten in den Insurgentenaufstand nach Polen hinein führte, und nach weiten Reisen mit diesem Bruder nach dem Süden, wo er endlich in Venedig starb, begann sie, ins Vaterhaus zurückgekehrt, ihre Schriftstellerlaufbahn. Der Vater hatte inzwischen als Generalmajor den Abschied genommen und war nach Hirschberg übersiedelt. Hier schrieb sie ihren ersten Roman, „Der Elisenhof“, der starken Beifall fand. Der literarische Erfolg vermittelte ihr die Bekanntschaft des durch seine Orientreisen von romantischem Schimmer umwobenen Fürsten



Jeanne Marie Gaget de Georgeas



Bückler-Muskau und Karl von Holteis. Ihre zweite Arbeit „Hermione“ behandelte die Frauen-erziehung, während sie sich in ihrem ersten Roman mit der Ehefrage beschäftigt hatte. Eine Reise nach Leipzig brachte ihr Gustav Kühnes und Gutzkows Bekanntschaft, an deren Zeitschriften sie Mitarbeiterin wurde. Herlossohn vererbte ihr seinen Almanach „Vergißmeinnicht“, den sie vier Jahre lang herausgab. Für die damals viel-gelesenen Taschenbücher entstanden eine Reihe von Novellen. Außer zwei historischen Romanen erschien bei Thomas in Leipzig ein Band Gedichte von ihr, der sehr beifällige Aufnahme fand. Einige der schönsten ihrer durch tiefen gedank-lichen Inhalt wie Klarheit der Form ausgezeich- neten Verse hat Hermann Klette in seine Antho- logie „Deutschlands Dichterinnen“ aufgenommen. Besonders anmutig ist die als Melodram bekannt gewordene Dichtung „Die Entstehung des Tanzes“.

Auch eine Reihe von Novellen in Versen veröffentlichte Jeanne Marie später, ebenso eine Anzahl Theaterstücke; doch konnte sie nie die Angst vor einer öffentlichen Aufführung über- winden und gab sie nur als Buchdramen heraus.

Von ihren weiteren Romanen sind zu nennen: „Sich selbst erobert“, ein weiblicher Erziehungs- roman, der als Gegenstück zu Wilhelm Meisters

Lehr- und Wanderjahre gelten kann, da er zeigt, wie eine starke, von zügellosem Freiheitsdrang befeelte, im Kerne edle Frauennatur durch Irrungen und Wirrungen zum klaren festen Charakter heranreift. Durch diesen Roman machte Jeanne Marie die Bekanntschaft ihres späteren Gatten, des Pädagogen Jan Daniel Georgens.

Gegen den Willen ihrer feudal und kirchlich gesinnten Familie reichte Jeanne Marie dem bürgerlichen freidenkenden Manne die Hand zum Ehebunde. Hatte doch ihr eigener frei gerichteter Geist längst die Schranken enger Konventionen durchbrochen, war sie doch bei einer Reise nach Frankfurt a. M. in freundschaftliche Beziehungen zu dem damals viel angefeindeten Philosophen Arthur Schopenhauer getreten.

Durch ihren Gatten, der ein Freund Fröbels und des Schweizer Naturforschers Karl Schimper und ebenso wie sie ein glühender Verehrer Jean Pauls war, wurde in ihren Produktionen fortan die pädagogisch-ästhetische Seite mehr entwickelt. Beide Gatten gründeten in Schloß Liesingen bei Wien die Heil- und Erziehungsanstalt „Levana“, die erste Anstalt, die sich mit der Heranbildung schwachsinziger Kinder beschäftigte. Zu großer Blüte gelangt, mußte Dr. Georgens sie nach neunjährigem Kampfe mit den Umtrieben der

Jesuiten und allerlei pekuniären Schwierigkeiten der Regierung übergeben. Die bleibende Frucht dieser Tätigkeit waren viele von Jeanne Marie erfundene Spiele mit Gesang und Reigen und von Jan Daniel Georgens erfundene Beschäftigungen und Handfertigkeiten, denen er im Gegensatz zu Fröbels oftmals etwas pedantischer, süßlich=spielerischer Art einen Zug ins Freie und Künstlerische zu geben wußte. „Die Kunst im Leben des Kindes“ wurde schon damals von dem Ehepaare Georgens nicht allein in Wort und Schrift propagiert, sondern auch ins Praktische übertragen.

Beide Gatten legten ihre Erfahrungen auf diesem Gebiet später in dem gemeinsam herausgegebenen „Familienspielbuch“ und „Mädchen=spielbuch“, der „Bildwerkstatt“, dem „Sternbilderbuch“, den Zeitschriften „Der Arbeiter“, „Frauenarbeit“, „Auf der Höhe“, vor allem in dem klassischen Werk „Die Schulen der weiblichen Handarbeit“ nieder, in dem die Schätze der herrlichen Siebmacherschen Sammlung der Berliner Universität eine wundervolle Auferstehung feierten.

Von Osterreich gingen die Gatten zu kurzer erzieherischer Tätigkeit nach der Schweiz, dann nach Nürnberg, wo sie in engster Freundschaft mit dem Philosophen Feuerbach lebten. Hier

bildeten sie junge Mädchen zu Erzieherinnen aus und veranstalteten die erste Lehrmittelausstellung.

Nach zwei Jahren verließen sie Nürnberg wieder und verlebten die nächsten zwei Jahrzehnte in Berlin. Hier gab Jeanne Marie gemeinsam mit Hermann Klettke das „Frauenalbum“ heraus. Ihre zuerst in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung veröffentlichten ästhetischen Aufsätze erschienen gesammelt unter dem Titel „Geist des Schönen in Kunst und Leben“. Während der ersten Zeit ihres Berliner Aufenthaltes war Jeanne Marie auch besonders in der Frauenbewegung tätig. Ihrer ersten bereits im Jahre 1848 verfaßten Schrift „Mädchenwelt“, in der sie den Auswüchsen einer falschen Frauenemanzipation entgegentrat, ließ sie jetzt die „Frauen in Erwerb und Beruf“ und „Vom Baum der freien Erkenntnis“ folgen. 1868 erschien ihr satirischer Roman: „Maximus Casus, der Oberlehrer von Druntenheim“, der in köstlicher Persiflage Schulreform und Muckertum, geistliche Schulaufsicht und höherstrebende Lehrerschaft behandelt und noch heute durchaus aktuell ist.

Auch praktisch betätigte sich die vielseitige Frau indem sie in dem eben erstandenen „Frauenverein für Belehrung und Unterhaltung“ und in dem von Luise Otto und Lina Morgenstern be-

gründeten ersten „Berliner Arbeiterinnenverein“ belehrende und künstlerische Vorträge hielt. Sie gründete auch zur Hebung unserer damals recht spießbürgerlichen Geselligkeit eine „artistisch-literarische Gesellschaft“, die alle jungen künstlerischen Kräfte anzog und die etwa vier Jahre bestand.

In diesen Vereinen war es, wo ich Jeanne Marie nahe trat und von ihr die erste Einführung in die Ideen der Frauenbewegung empfing. In der ihr eigenen warmen Weise wußte sie bei der Jugend den Sinn für die Entwicklungsgedanken zu wecken, die all diesen reformerischen Bestrebungen zugrunde liegen, und die weit über die Lösung brennender Augenblicksfragen hinaus unsere Mitarbeit an den großen Kulturaufgaben der Menschheit beanspruchen.

Das Ehepaar Georgens gehörte zu jenen rastlos strebenden genialen Menschen, die ein widerwilliges Geschick, aber auch vielleicht die eigene innere Unrast von Ort zu Ort treibt.

Pillau, Müritz, Doberan, wo ihr der Gatte stirbt — nachdem sie den einzigen Sohn im blühenden Jünglingsalter kurz zuvor hatte begraben müssen — waren die künftigen, niemals lang dauernden Wohnstätten Jeanne Mariens. Dann begann ein planloses Umherziehen nach Berlin, Schmargendorf, Schwerin und in Leipzig

endete endlich der Tod im Jahre 1895 das Leben der vereinsamten Frau. Die pekuniären Nöthe, unter denen sie oft gelitten, waren ihr und ihrem Gatten in den letzten Jahren durch eine ihnen von ihrem Verleger, Dr. Richter, ausgesetzte Rente ferngehalten worden. Aber gerade diese Rente empfand Jeanne Marie als Dual und Abhängigkeit, da sich lästige Bedingungen daran knüpften, die ihre geistige Produktion unterbanden. Besonders litt sie darunter, daß Dr. Richter die von ihrem Gatten erfundenen, zur Weltberühmtheit gelangten Anker-Steinbaukästen nur unter seinem Namen vertrieb und Georgens Namen dabei ganz unterdrückte.

Das letzte, womit die einsame Frau sich ihr Leben erheiterte, war eine künstlerische Handarbeit, das Anfertigen von Figurinen für Shakespeares Stücke, die auf der Londoner Industrieausstellung Beachtung fanden. Schon früher hatte Jeanne Marie für Reform der Frauentracht und künstlerische Umgestaltung der Frauenkleidung gewirkt. Versuche, die ihr damals nur Spott und Hohn eintrugen, bis sie mehrere Jahrzehnte später in der Bewegung für die künstlerische Frauentracht und Reformkleidung von Künstlern, Ärzten und Frauen aufgenommen und zur Anerkennung gebracht wurden.



Sp.

Henriette Schrader

THE UNIVERSITY OF CHICAGO



Unser nächstes Interesse hat sich zwei in Berlin lebenden Frauen zuzuwenden. Da war erstens die mehr im stillen wirkende, durch ihre vornehme Denkweise die besten Frauen nachhaltig beeinflussende Henriette Schrader geb. Breymann, deren wir schon früher als Leiterin eines mit einer Kindergärtnerinnenbildungsanstalt verbundenen Lehrerinnenseminars in Wazum bei Wolfenbüttel Erwähnung taten. Henriette Breymann war eine Großnichte Fröbels und von ihm selber in seine Erziehungsmethode eingeführt. Die Erziehungsanstalt, die sie später mit ihren Geschwistern begründete, genoß eines weitverbreiteten Rufes. Die genialste Schülerin war wohl Hedwig Grüsemann aus Bremen, die spätere Gattin des Kommerzienrats Heyl in Berlin, die Begründerin der Charlottenburger Jugendhorte und der Hochschule „Hedwig Heyl“ des Pestalozzi-Fröbelhauses.

Dieses Haus schuf Henriette Breymann, nachdem sie den Eisenbahndirektor und Parlamentarier

Carl Schrader geheiratet und ihren Wohnsitz nach Berlin verlegt hatte, aus kleinen Anfängen heraus. Heute ragt der schloßartige Bau, der durch die Freigebigkeit der Frau Elise Wenzel-Heckmann entstand, in einem Parkgelände auf und schließt eine ganze Reihe von Erziehungsanstalten ein, die mit der Krippe für Säuglinge beginnend über Kindergarten und Horte zur Haushaltungsschule und zum Kindergärtnerinnen-Seminar führen und so die ganze Pflege und Erziehung des Kindes von Anfang bis zur Vollendung der weiblichen Berufsbildung umfassen. Das Pestalozzi-Fröbelhaus genießt als Hochschule der Mütterlichkeit des höchsten Ansehens im In- und Auslande, und nicht allein eine große Anzahl tüchtiger Kindergärtnerinnen und Seminarlehrerinnen, auch viele sozial arbeitende Frauen sind bereits aus ihm hervorgegangen. Zugleich ist das Pestalozzi-Fröbelhaus die Stätte für die stete Fortentwicklung der Erziehungsideen im Einklang mit den Forderungen unserer Zeit.

Henriette Schrader gebührt das Verdienst, die Lehre Fröbels nicht allein aufgenommen, sondern in genialster Weise weitergebildet zu haben. Was bei Fröbel vielfach erst nur Ahnen und Stammeln war, was Frau von Marenholz mit verstandesmäßiger Begründung zu einer Art Dogma ver-

steinerte, das wurde bei Henriette Schrader fortschreitende Entwicklung, quellendes, stets sich erneuerndes Leben. Sie erlößte das Erziehungsprinzip wieder aus dem ihm von der Marenholz aufgezwungenen Schematismus, indem sie es in Einklang mit der neuen pädagogischen Wissenschaft und den modernen sozialen Anforderungen brachte. Mitten in einem großen Kreise stehend, reich an praktischer Lebenserfahrung und zugleich beseelt von künstlerischen Interessen, griff Henriette Schrader vielfach auf Pestalozzi zurück und suchte wie er die Erziehung auf der Einheit von Geistes- und Körperpflege aufzubauen und die nächste Umgebung des Kindes, die häuslichen Verhältnisse und Beschäftigungen, als Erziehungsmaterial auszunutzen. Zugleich betonte sie die soziale Seite in der Erziehung stark und suchte den Volkskindergarten zum Mittelpunkt der sozialen Hilfsarbeit und damit zu einem natürlichen Bindeglied zwischen den oberen und unteren Ständen zu machen. Ein von Henriette Schrader neubegründeter „Berliner Verein für Familien- und Volkserziehung“, in dem sie bis zu ihrem Tode den Vorsitz führte, sorgte für stete Ausbreitung dieser Erziehungsideen, die auch in den von Elisabeth Vogeler und Emilie Mosse begründeten Mädchenhorten Leben gewannen.



Sine andere durch ihre soziale Wirksamkeit weithin bekannt gewordene Berlinerin ist Lina Morgenstern. Als die Tochter des wohlhabenden Fabrikanten Bauer 1830 in Breslau geboren, hatte sie von ihrer Mutter den Sinn für Wohltun und die rasche Hilfsbereitschaft geerbt. Schon als junges Mädchen, an ihrem achtzehnten Geburtstage, gründete sie unter ihren Freundinnen einen „Pfennigverein zur Bekleidung armer Schulkinder“, der noch heute besteht. 1854 verheiratete sich Lina Bauer mit dem Kaufmann Theodor Morgenstern, der als politischer Flüchtling aus Rußland nach Breslau gekommen war und das junge Paar verlegte nun seinen Wohnsitz nach Berlin. Bald aber zeigten sich Sorgen in der jungen Ehe, da Morgenstern durch Bürgerschaft für Freunde den größten Teil seines Vermögens verlor. In dieser Bedrängnis erwachte die ungewöhnliche Energie der jungen Frau, sie beschloß, selber zum Unterhalt der Familie beizutragen,

indem sie ihre Fabulierungskunst in den Dienst des Erwerbes stellte. So erschien eine Reihe beifällig aufgenommener Kinderschriften aus ihrer Feder.

Die Erziehung ihrer fünf Kinder brachte Lina Morgenstern zum häufigen Nachdenken über Erziehungsfragen. Da machte sie die Bekanntschaft der Baronin von Marenholz, und diese begeisterte Fröbelianerin schloß sich eng an sie an und kam Abend für Abend zu ihr, um sie in Fröbels Ideen einzuweihen. Die Frucht dieser Freundschaft und der Beschäftigung mit Fröbel war Lina Morgensterns bereits erwähntes Buch „Das Paradies der Kindheit“, das bisher sechs Auflagen erlebt hat, und die Theilnahme an der Gründung des Berliner Kindergartenvereins, dessen Vorsitz sie bis 1866 führte, wo sie sich einer neuen Aufgabe zuwandte. In diesem Jahre trat, kurz nach Ausbruch des Krieges mit Oesterreich, ein großer Nothstand in Berlin ein. Die Stockung des Handels hatte die Einstellung zahlreicher Betriebe zur Folge und die arbeitenden Klassen litten schwer unter der dadurch bewirkten Arbeitslosigkeit. Zudem galten alle öffentlichen und privaten Hilfsaktionen den im Felde stehenden Soldaten und Verwundeten; zur Linderung der Noth unter ihren Angehörigen rührte sich keine

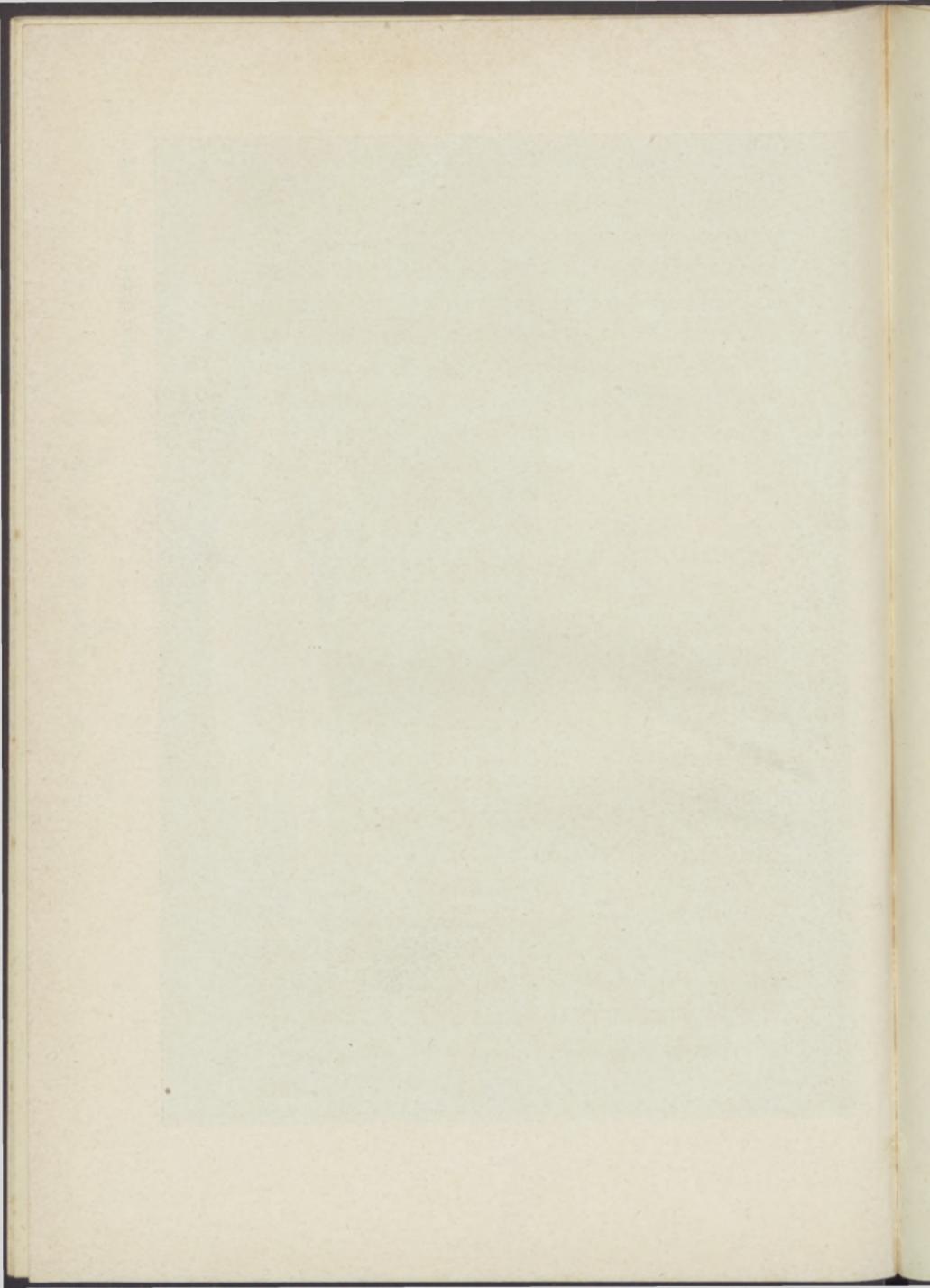
Hand. Da hatte die kleine energische Frau Morgenstern den glücklichen Gedanken, Notstandsküchen zu gründen, in denen durch billig herzustellende Massenspeisung dem Hunger gewehrt werden konnte. Mit außergewöhnlicher Tatkraft wußte sie in wenigen Tagen eine Anzahl hervorragender Männer und Frauen, darunter Rudolf Virchow, Präsident Lette und Professor von Holzkendorff für das Projekt zu gewinnen, einen Fonds zu sammeln und mehrere Volksküchen einzurichten.

Der Erfolg war ein glänzender. Der Zuspruch war ein so starker, daß man die Einrichtung auch nach Beendigung des Krieges beizubehalten beschloß. Die Berliner Volksküchen wurden Musteranstalten der rationellen Volksernährung, und nach ihrem Plan sind nicht allein gleiche Anstalten in allen Großstädten Deutschlands und der Nachbarländer, sondern auch in Amerika errichtet worden. Die Volksküchen, an die Lina Morgensterns Name für alle Zeiten geknüpft sein wird, sind keine Wohltätigkeitsanstalten. Sie erhalten sich mit ganz geringen Zuschüssen selber, besonders da alle Aufsicht ehrenamtlich von Frauen und Männern der höheren Gesellschaftsklassen geübt wird. Dadurch werden sie zu Stätten sozialer Arbeit und bilden ein



Atelier Hanni Schwarz, Berlin.

Luise Moogenters



volkserzieherisches Moment von nicht zu unterschätzender Wirkung.

Auch bei der Speisung der durchziehenden Truppen im Kriegsjahre 1870 erwarb sich Lina Morgenstern große Verdienste. Sie übernahm die Verpflegung der durch Berlin zum Kriegsschauplatz ziehenden Truppen auf den Bahnhöfen wie die Verpflegung der auf der Durchreise nach den Lazaretten befindlichen Verwundeten und Gefangenen. Die Sicherheit, mit der sie diese ihr von der Kaiserin Augusta übertragene Aufgabe schon nach vierundzwanzig Stunden löste, zeigt abermals das große Organisationstalent dieser Frau. Ein Album, in das Kaiser Wilhelm, Kaiserin Augusta, Kronprinz Friedrich Wilhelm sich einzeichneten und in dem die zurückkehrenden Heerführer in Poesie und Prosa ihren Dank aussprachen, nebst manchem originellen Soldatenbrief aus dem Felde bilden Frau Morgensterns liebstes Besitztum und wertvollstes Andenken an diese große Zeit.

Auf wirtschaftlichem Gebiete schuf sie ferner den „Berliner Hausfrauenverein“, dem sich bald eine Kochschule, eine Stellenvermittlung und Prämiiierung treuer Dienstboten angliederte und der in vielen Städten Nachahmung fand. Nicht so glücklich erwies sich dagegen die Schöpfung

eines Konsumvereins, die sich zu einem Warenhaus unter Theodor Morgensterns Leitung erweiterte, aber infolge unglücklicher geschäftlicher Konjunkturen fallierte; dieser Zusammenbruch kostete dem Morgensternschen Ehepaare abermals das Vermögen und belastete es durch Erfüllung der eingegangenen Haftpflichten auf viele Jahre hinaus.

Die elastische Natur Lina Morgensterns wußte aber all diese Schicksalsschläge, zu denen sich im Laufe der Jahre der Verlust zweier geliebter Kinder gesellte, zu überwinden. Niemals vermochten ihre privaten Angelegenheiten ihre Kräfte gänzlich zu verbrauchen; wo sie einen Notstand im öffentlichen Leben sah, trieben ihr soziales Empfinden und ihre rasche Tatkraft sie dazu, helfend einzugreifen, ohne freilich immer lange zu überlegen, ob die vorhandenen Kräfte ausreichten, die Sache dauernd zu stützen.

So gründete sie 1869, aufgeregt durch die große Säuglingssterblichkeit und die Prozesse gegen einige Engelmacherinnen, den „Kinderschutzverein“, der sich der sogenannten Zieh- oder Kostkinder annimmt und, wenn auch in begrenztem Rahmen, als Vorläufer des Kampfes gegen die Säuglingssterblichkeit manches Gute leistete. Ebenso beteiligte sie sich 1881 an der Begründung des

„Vereins zur Erziehung schulentlassener Mädchen für die Hauswirtschaft“, der eine gut geleitete Haushaltungsschule in Mariensfelde bei Berlin unterhält und dessen Ehrenpräsidentin sie noch ist.

Lina Morgenstern überließ ihre Gründungen stets bald anderen Händen, um sich neuen Aufgaben zuzuwenden. Es war ihr nicht gegeben, bei einer Sache auszuharren, in unersättlicher Schaffenslust wollte sie das ganze ungeheure Gebiet der Frauenfrage und der sozialen Frage beackern, ohne zu bedenken, daß dazu die Kräfte eines einzelnen Menschen nicht ausreichen können. In dieser Vielseitigkeit liegt ihr Wert und ihre Begrenzung; sie hat manchen Samen ausgestreut, von dem anderen die Ernte reifte.

Durch Luise Büchners Schriften war Lina Morgenstern mit der Frauenfrage bekannt geworden und hatte sich ihre Ideen zu eigen gemacht. Sofort drängte es sie auch, diese in Taten umzusetzen. Zur Vermittlung einer höheren Bildung gründete sie 1869 unter Mithilfe von Schulmännern und Hochschullehrern eine „Akademie zur Fortbildung junger Damen“, die gut besucht war, aber doch nicht die Konkurrenz mit dem besser fundierten von der Engländerin Georgina Archer begründeten „Victoria-Lyceum“

aushalten konnte und deshalb nach wenigen Jahren wieder einging.

Noch im gleichen Jahre vereinigte sich Lina Morgenstern mit Luise Otto und Frau Bischoff zur Begründung des ersten Arbeiterinnenbildungsvereins, der im Gegensatz zu den späteren Arbeiterinnenvereinen die Politik ausschloß. Sie leitete ihn von 1871 bis 1874.

Vom Jahre 1871 bis 1885 gehörte sie dem Ausschuß und Vorstand des Allgemeinen deutschen Frauenvereins an und sprach oft auf seinen Frauentagen, wie sie auch auf den Tagungen der Frauenerwerbsvereine oft als glänzende Rednerin die Ideen der Frauenbewegung vertrat.

Ihre Bestrebungen führten die Frauen praktisch in die soziale Arbeit ein und es ist ihr bleibendes Verdienst, durch ihre volkswirtschaftlichen Schöpfungen das Organisationstalent der Frau, wie ihre Fähigkeit, am Gemeinwohl mitzuarbeiten, bewiesen zu haben.

Ihr öffentliches Wirken fand seine Bekrönung in der Veranstaltung des internationalen Frauenkongresses 1898 in Berlin, die ihr im Verein mit Minna Cauer gelang und als erster großer Frauentag in der deutschen Reichshauptstadt das Ansehen der Frauenbewegung erheblich förderte.

Als Schriftstellerin entwickelte Lina Morgenstern eine große Fruchtbarkeit. Besonders zahlreich sind ihre hauswirtschaftlichen Publikationen wie die „Praktischen Studien über Hauswirtschaft“, „Die menschliche Ernährung und die kulturhistorische Entwicklung der Kochkunst“, „der häusliche Beruf“ und das „Universal Kochbuch für Gesunde und Kranke“.

Im Jahre 1874 gab sie die „Deutsche Hausfrauenzeitung“ heraus, deren Verlag Theodor Morgenstern 1883 übernahm. Dreißig Jahre lang kämpfte Lina Morgenstern in diesen Blättern wacker für die Ideen der Frauenbewegung, bis das zunehmende Alter und Krankheit die Gatten zwang, den Verlag in andere Hände zu legen. Aber noch jetzt ist die Fünfundsiebzigjährige Mitarbeiterin des Blattes, das unter dem Titel „Frauenreich“ nun mehrere Frauenblätter in sich vereinigt.

An den Kämpfen um die Studienfrage beteiligte sie sich mit der Broschüre „Ein offenes Wort an Professor Waldeyer“. Für die Weltausstellung in Columbia verfaßte sie „Die Frauenarbeit in Deutschland“, ein treffliches statistisches Werk. Von den übrigen Schriften Lina Morgensterns hat das dreibändige biographische Werk: „Die Frauen des 19. Jahrhunderts“ eine durch

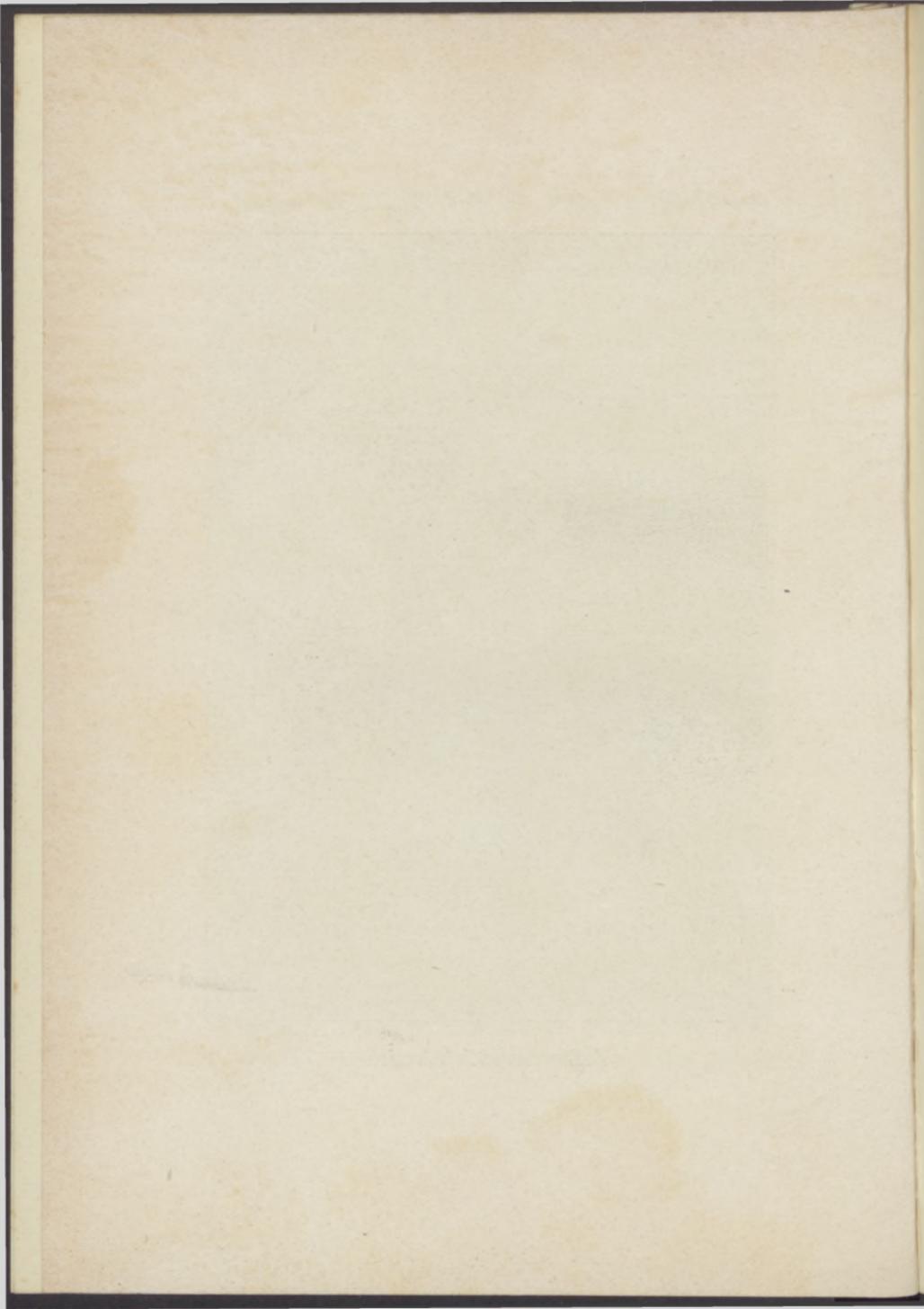
seinen kulturgeschichtlichen Wert wohlverdiente Verbreitung gefunden. Noch immer tätig plant die Unermüdliche eine Neubearbeitung und Herausgabe eines vierten Bandes.

Die rührende Treue, mit der Gina Morgenstern ihren in den letzten Jahren oft schwerkranken Gatten gepflegt hat, beweist, daß auch die reichste soziale Arbeit im Herzen der Frau noch Raum genug für die innigste Gattenliebe läßt.

Eine alleinstehende Vorkämpferin auf dem Gebiete sozialpolitischer Frauenarbeit war die edle Gräfin Viktorine von Butler-Haimhausen in München. Schon im Jahre 1854 begann sie mit der Erziehung armer Bauernkinder im Dachauer Moos. Sie wollte der Landflucht und der Verelendung der ländlichen Bevölkerung in den großstädtischen Fabrikbetrieben dadurch wehren, daß sie die aufwachsende Generation der Bäuerei erhielt, indem sie sie für diesen Beruf tüchtig machte. Sie gründete zu diesem Zwecke den oberbayerischen Marienverein, der in Indersdorf eine Erziehungsanstalt in ihrem Sinne unterhält. Auch die Erziehungsanstalt in Neuhausen verdankt ihrer Initiative die Entstehung. Sehr bedauerlich ist es, daß der 1869 von ihr gemachte Versuch, eine Arbeiterkolonie in Georgenried zu gründen, fehlgeschlug. Sie fand kein Verständnis für ihre Ideen,



Gräfin Butler-Baimhausen



keine Helfer und Freunde. Aber viele Feinde zog ihr der unerschrocken ausgesprochene Gedanke zu, daß man das Gut der toten Hand, all die reichen Schätze der Klöster und Kirchen flüssig machen und zur Realisierung sozialer Aufgaben verwenden solle.

Später gründete die unermüdliche Frau in München ein Asyl für Obdachlose und ein Heim für alte Dienstboten. Die letzte große Schöpfung, an der sie beteiligt war, ist das von Frau Betty Naue geschaffene Arbeiterinnenheim in München, die erste auf sozialem Grunde errichtete Heimstätte für Arbeiterinnen in Deutschland, in der sie nicht nur anständige Wohnung und Essen, sondern auch in geeigneten Räumen Fortbildung und Erholung finden, während eine angegliederte Rechtsschutzstelle, eine Darlehns- und Unterstützungskasse, eine Werkstätte für Näharbeit ihnen Recht, Unterstützung in Notfällen und Arbeit vermitteln.

Von der Wand des schönen großen Festsaals blickt das Bild der edlen Menschenfreundin herab, eine moderne Schutzpatronin der ringenden und aufstrebenden Frauenwelt. So mit der unendlichen Güte und geistigen Klarheit im Blick konnte man die Greisin noch vor wenigen Jahren in ihrem Münchner Heim sehen. Dort in ihrem

bescheidenen Stübchen saß die Frau, die alles was sie besaß für das Wohl anderer hingegeben hatte, in ein abgetragenes Pelzchen gehüllt, noch Tag für Tag am Schreibtisch. In wunderbarer geistiger Frische begleitete sie bis ins höchste Alter hinein — sie starb 1901 neunzig Jahre alt — alle Kämpfe der Frauen mit dem regsten Interesse. Als der deutsche Reichstag bei Schaffung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches die Petitionen der Frauen zum Familienrecht meist unberücksichtigt ließ, da saßte sie die in der Frauenwelt glühende Entrüstung in den Ruf zusammen: „Deutsche Frauen! Ihr habt einen Schlag ins Gesicht erhalten!“

Wie mit Flammenzungen predigt die Votenschaft, die die Fünfundachtzigjährige an den 1896 in Berlin tagenden Internationalen Frauentongreß sandte.

„Deutsche Frauen, Ihr habt einen Schlag ins Gesicht erhalten!

Habt Ihr Selbstbewußtsein genug, um diesen Schlag — ich will nicht sagen zurückzugeben — habt Ihr nur so viel Stolz und Ehrgefühl, nicht mehr in dumpfer Ergebung die Hand zu küssen, die Euch schlug? Ich alte Frau, deren Tage gezählt sind, ich Greisin, die auf ein langes Leben der Rechtlosigkeit und der nicht immer freiwilligen

Selbstentäußerung zurückblicke, ich rufe Euch ermutigend und warnend zu: „Helft Euch selber, so hilft Euch Gott! Wenn Ihr Euch aber nicht selbst helft, wenn Ihr die rechte Erkenntnis dessen, was Euch not tut, nicht gewinnen könnt, so wird Euch auch Gott nicht helfen, und noch viel weniger Euer Beschützer, der Mann.“

... „Nun, meine Lieben, ich wiederhole es, der Schlag traf Euch nicht unverdient, aber — zum Verzagen ist es nicht, vorausgesetzt, daß diese böse Erfahrung Euch lehrt und treibt jetzt Eure Schuldigkeit zu tun!

Wacht endlich auf aus Eurer hochmütigen, gedankenlosen Selbstzufriedenheit, die Ihr für vornehme Weiblichkeit haltet, die aber in Wirklichkeit nichts ist, als der Ausdruck pflichtvergessener Selbstsucht. Wachtet auf und bedenkt, was Ihr Euren Kindern, der Menschheit, den nach Euch Kommenden schuldig seid. Ziehet ein neues Geschlecht von Männern auf, das seine Mütter und Töchter achtet, und das seine Frauen nicht für Untergebene, sondern für seinesgleichen erkennt. Bildet erst Euch selbst und dann die neuen Frauen, das Weib der Zukunft, das sich selber achtet und entschlossen ist, zu erreichen, was Ihr in Eurer Schwäche und Verblendung zu erreichen eben jetzt verfehlt habt.“

„Strebet vor allem nach geistiger Aufklärung
und nach rechtlich bürgerlicher Selbständigkeit.
Das sind die Füße, die Euch in das Land der
Freiheit tragen werden.

Meine alten Augen sehen seinen Strand von
ferne leuchten.“





Die ersten Erfolge in der Frauenbewegung waren verhältnismäßig leicht gewonnen worden. Der Kampf um die nächsten Ziele hatte mit dem Glanz einer schneidigen Reiterattacke eingesezt und vor dem Ansturm der mutigen Scharen war der schwache Widerstand bald gebrochen. Sa, man sezte den Frauen zuerst gar keinen großen Widerstand entgegen. Die wirtschaftliche Not zahlloser unversorgter Frauen war eine nicht weg zu leugnende Tatsache, und der Mangel an jeglicher gründlicher Ausbildung lag so klar zutage, daß der Gerechtigkeitsinn aller Billigdenkenden jede Abstellung dieser Mißstände willkommen heißen mußte. So lange die Frauen nur Brot und Bildung schlechthin erstrebten, ließ man sie gewähren, als sie, selbständiger geworden, auch Rechte verlangten, entbrannte der Kampf, denn Rechte sind in unserer aus der Herrschaft des Stärkeren geborenen Kultur noch nie ohne Kampf von den Herrschenden den Unterdrückten eingeräumt worden.

Als die Frauen, angeregt durch das Vorbild Amerikas und der Schweiz, nach Zulassung zu den Universitäten und besonders aus ethischen Gründen nach Ärztinnen für Frauen und Kinder und deshalb nach Freigabe des medizinischen Studiums verlangten, wurden die Männer stutzig. Die Konkurrenzfurcht sprang auf und es entspann sich eine eifrige Polemik, die meist in Streitschriften geführt wurde. So entstand eigentlich erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die seitdem lawinenartig angeschwollene Frauenfrageliteratur.

Zwar hatte schon das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zwei bedeutende Bücher über die Rechte der Frauen hervorgebracht, der Engländerin Mary Wollstonecrafts treffliches Werk: „Verteidigung der Frauenrechte“ und des dirigierenden Bürgermeisters, Geheimen Kriegsrates und Stadtpräsidenten zu Königsberg Theodor von Hippels Buch: „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“. Beide erschienen im gleichen Jahre 1792; beide machten Aufsehen ohne eine tiefgehende Wirkung zu üben, beide wurden entweder falsch oder gar nicht verstanden. Über Hippels geistreiche Paradoxen amüsierte man sich und nahm sein Buch als geistreichen Witz. Mary Wollstonecrafts Werk wurde nur

nach der pädagogischen Seite geschätzt, dagegen ihre Rechtsforderungen als bedauerliche Exzentritäten angesehen, auf die ernstlich einzugehen sich nicht lohne. Rousseaus Idee: „das Weib ist da, um dem Manne zu gefallen“ beherrschte eben noch alle Köpfe.

Selbst eine Amalie Holst, die in ihrem 1802 erschienenen Buch: „Über die Bestimmung des Weibes zur höheren Geistesbildung“ diese Forderung mit scharfer Polemik vertritt, sieht von allen rechtlich-sozialen Forderungen ab.

Von Rahel Barnhagen hatten wir bereits früher gesagt, daß sie erst grade auf der Grenze zwischen individueller Entwicklung und altruistischem Denken stand. Die Romantikerin Bettina von Arnim kommt in ihrem sozialpolitischen Werk: „Dies Buch gehört dem König“ über einen pathetisch verschwommenen Inhalt nicht hinaus. Erst die bürgerliche Demokratie und die politische Bewegung der vierziger Jahre verschaffte dem Gedanken der Frauenrechte in weiteren Kreisen Eingang. Zu der Ersten, die davon ergriffen wurden, gehört die „Idealistin“ Malvida von Meyßenbug. In den engen Anschauungen einer streng aristokratischen Familie erzogen, erschloß sich doch ihr Geist den Strömungen der Zeit. Bei einem Besuche in Frank-

furt wohnte sie mit Begeisterung den Sitzungen des Frankfurter Parlaments in der Paulskirche bei und diese politischen Eindrücke wie der Umgang mit den Begründern der freireligiösen Gemeinde führte sie zu einer sozialen Gesinnung, die sich am liebsten in der Darbringung des eigenen Lebens für das Allgemeinwohl betätigen wollte. Aber sie fühlte nur zu wohl, daß die Frau um ihre eigenen Gedanken ausleben zu können, wirtschaftlich unabhängig sein müsse, auch erschien ihr bei der neu erwachten Ehrfurcht vor der Arbeit alles durch eigne Arbeit Erlangte als das allein Menschenwürdige.

Eine neue Bildung sollte die Frau befähigen mitzuarbeiten an den großen Aufgaben der Erneuerung ihres Volkes. Mit klugen weitschauendem Blick erkennt schon das junge Mädchen, daß ein Volk sich nicht selbst regenerieren und frei werden kann, wenn seine eine Hälfte ausgeschlossen wäre von der sorgfältigen, allseitigen Vorbereitung, welche die wahre Freiheit für ein Volk ebensowohl wie für die Individuen verlangt.

Sie dachte an einen Zusammenschluß der Frauen für diesen großen Zweck. So sagt sie in ihren „Memoiren einer Idealistin“: „Trotzdem ich in so engen Verhältnissen lebte, so hörte ich doch von mehr als einer weiblichen Individualität,

die vom regenerierenden Hauch, der die Welt durchweht hatte, erwacht war und sich von der dreifachen Tyrannei des Dogmas, der Konvention und der Familie befreien wollte, um nach ihren Überzeugungen und durch ihre eigenen Anstrengungen zu leben. Die deutsche Frau fing an, noch eine andere Bestimmung in sich zu fühlen als die, bloß eine gute Hausfrau zu sein — ein Titel, den man ihr stets, nicht ohne Beimischung von Geringschätzung, beigelegt hatte, — da es heißen sollte, daß sie außerdem nichts sei“.

Als Malvida von Meyßenbug erfuhr, daß in Hamburg aus der freireligiösen Gemeinde heraus ein Bildungsverein entstanden sei, der die Einrichtung einer „Weiblichen Hochschule“ plane, ging sie unverzüglich nach Hamburg. Die Schule trat unter Leitung der tatkräftigen trefflichen Emilie Wüstenfeld und des Professor Karl Fröbel, eines Neffen Friedrich Fröbels, wirklich ins Leben. In ihren „Memoiren“ erzählt Malvida begeistert von dem idealen Ton, der in dieser ersten weiblichen Hochschule herrschte, die nach Art der amerikanischen und englischen Colleges zugleich ein Pensionat für die Schülerinnen war. Der Unterricht, der erwachsenen Mädchen und Frauen Gelegenheit zu höherer Ausbildung geben wollte, umfaßte neben den gewöhnlichen Schul-

disziplinen Philosophie, Erziehungslehre, Mathematik, Physik und Chemie, Astronomie, Geschichte der Religionen. Um die Frauen auch für ihren Hauptberuf, den der Erzieherin, geschickt zu machen, war an die Anstalt ein Kindergarten und eine Elementarklasse angegliedert.

Wir sehen also bereits vor einem halben Jahrhundert das Oberlyzeum für Frauen verwirklicht, um das jetzt die Vertreter der Schulreform noch so heiße Kämpfe führen müssen.

Rührend ist es, von dem opferwilligen Enthusiasmus zu lesen, mit dem Schülerinnen wie Lehrer an dem Unternehmen hingen. Da die Mittel sehr knapp waren, tat man alle, auch die größte Arbeit selber; die weiblichen Studenten wuschen sogar ihre Wäsche. Aber alle Einschränkungen halfen nichts und man fühlte, daß man den Angriffen der erstarkenden Reaktion nicht würde standhalten können. Man wollte nicht um Hilfe betteln, um keine Konzessionen machen zu müssen. So beschloß man, „in der höchsten Blüte der moralischen Erfolge freiwillig zu enden, um zu beweisen, daß die Schließung der Schule nicht die Folge eines falschen Prinzips, sondern der ungenügenden materiellen Mittel sei“.

Die Schließung der Schule erfolgte also. Leider beschwichtigte dies so wenig den Zorn der

Reaktion, daß, wie wir schon früher erwähnten, sich ihre Angriffe nun gegen Friedrich Fröbel wandten und Grund zur Unterdrückung der auf „sozialistischen und atheistischen Motiven gegründeten Kindergärten“ in Preußen wurde.

Malvida von Meysenbug floh bald darauf vor der politischen Verfolgung nach England und trat dort in einen internationalen Kreis politisch Verbannter ein, der sich um Alexander Herzen gesammelt hatte und der ihre geistigen Interessen in andere Bahnen lenkte. Welch tiefen Anteil sie an der entstehenden Frauenbewegung genommen, erfuhr man erst aus ihren 1875 erschienenen „Memoiren einer Idealistin“. Aber zu der seltenen Geisteshöhe, die diese einzigartige Frau, die Freundin Nietsches und Richard Wagners, im späteren Leben erreicht hat, ist doch in jenen ersten Flügelspannungen der weiblichen Psyche in der Hamburger Weiblichen Hochschule der Grund gelegt worden.

Zu den Schriftstellerinnen, die gleich anfangs mit der Autorität ihres Namens und der geistreichen Schärfe ihrer Polemik für die Frauenbewegung eintraten, gehört Fanny Lewald.

Fanny Lewald ist so der Typus der sich aufwärts ringenden Frau, daß wir auf ihre Geschichte näher eingehen müssen. Sie hat ihren

Werdgang in ihrer 1858 erschienenen „Lebensgeschichte“ sehr eingehend geschildert, so daß wir ihrer geistigen Entwicklung bis ins Einzelne zu folgen vermögen.

Als Tochter eines jüdischen Kaufmanns 1811 in Königsberg i. Pr. geboren, wuchs sie in einem reichen Geschwisterkreise und in einem Hause auf, in dem es zwar nicht an geistiger Anregung fehlte, aber auf dem der Druck der Konvention und der starre Wille des Vaters schwer lastete. So teilte er eines Tages seiner Familie mit, daß er seine beiden ältesten Söhne wolle zum Christentum übertreten lassen. Als Fanny, die längst Neigung zum Christentum hatte, die in der Schule den christlichen Religionsunterricht mitgenommen und mit einer Freundin stets die christliche Kirche besucht hatte, ihn erschrocken fragte, warum nicht auch sie die Taufe empfangen solle, lautete seine Antwort:

„Weil dich die Taufe binden würde, welche die Brüder frei macht. Wenn ich die Söhne Christen werden lasse, mache ich sie zu freien Herren ihrer Zukunft; sie können jeden Beruf wählen, der ihnen ansteht, treten als Gleichberechtigte in das Staatsleben ein, können sich mit Jüdinnen oder Christinnen verheiraten, wie sie wollen, und zuletzt kann jeder vernünftige

Mensch glauben, was ihm gutdünkt. Frauenzimmer aber, die weder ihren Beruf noch ihren Mann wählen können, bleiben am besten in den Verhältnissen, in denen sie geboren sind, und wenn die Neigung eines Christen einmal auf eine Jüdin fällt, so kann man dann überlegen, was man tun will."

Ebenso tyrannisch zeigte sich ihr Vater ihrer Jugendliebe, einem jungen Theologen, gegenüber. Er erlaubte dem jungen Manne in seinem Hause zu verkehren und duldete ein stillschweigendes Verlöbniß der Liebenden. Aber ohne ein Wort der Erklärung verbot er dem jungen Bewerber eines Tages sein Haus und nie erfuhr Fanny die Motive seiner Handlungsweise.

An blinden Gehorsam gewöhnt, wagte sie es nicht, ihren Freund wiederzusehen und er starb bald darauf, ohne daß sie sich noch einmal gesprochen hatten.

Später erhielt Fanny die Erlaubnis, sich taufen zu lassen, ohne daß dies sie innerlich glücklicher machte. Auch große Reisen, die sie mit ihrem Vater unternehmen durfte, wirkten wohl bildend auf sie, ohne ihr doch inneren Frieden zu bringen. Die Erlösung aus den innern Drangsalen fand sie erst, als sie 1834 die Briefe der Rachel Barnhagen las. Sie fühlte

sich hier einem verwandten Geiste gegenüber, der die gleichen Kümmernisse und Kämpfe wie sie durchgemacht und doch sich zur Selbständigkeit durchgerungen hatte. Sie richtete sich auf an dem Worte Rahels: „Ich habe mich in der großen allgemeinen Weltnot einem Gott gewidmet, und so oft ich noch gerettet worden bin, so ist der, der mich gerettet hat: die Wahrheit!“

Die geistige Strömung, die zu Beginn der vierziger Jahre in Königsberg aufblühte und auch Fanny in ihren Bann zog, kam besonders in einem Kreise wertvoller Männer zum Ausdruck, dem Justizrat Crelinger, Professor Rosenfranz, Dr. Rupp, Ludwig Moser, Abegg und andere Politiker angehörten. Den Mittelpunkt dieser geistigen Gemeinschaft bildete Dr. Johann Jacoby, der durch seine Streitschrift für die Emanzipation der Juden und seine „Vier Fragen“ an die preußische Ständeversammlung sich in weiten Kreisen Achtung und Anhängerschaft erworben hatte. Fanny hatte eben damals ihr starkes schriftstellerisches Talent entdeckt und schrieb Tendenzromane zur Verbreitung der neuen Ideen. So behandelte ihr Roman „Fenny“ die Emanzipation der Juden.

Fanny Lewald, die sich endlich aus den engen Banden ihrer Familie befreit hatte, ließ sich

1848 dauernd in Berlin nieder und vermählte sich mit Professor Stahr, den sie auf einer italienischen Reise kennen gelernt hatte. Es ist hier nicht der Ort, ihre reiche schriftstellerische Tätigkeit zu würdigen; viele ihrer Romane haben sich Weltruf erworben. Für die Frauenbewegung kommen nur zwei ihrer Schriften besonders in Betracht, die „Osterbriefe für Frauen“ (1863) und die 1870 in der Kölnischen Zeitung erschienenen Artikel „Für und wider die Frauen“.

Ohne in die eigentliche Agitation einzutreten — da sie eine große Abneigung gegen alles Vereinsleben hatte — wirkte Fanny Lewald durch die Schärfe ihres kritischen Geistes und durch die Selbstsicherheit ihres Urteils, das ihren Aussprüchen eine weithin anerkannte Autorität lieh.

Von gemeinnützigen Werken, die ihrem Andenken Dank sichern, sei erwähnt, daß sie durch einen Artikel in der Nationalzeitung die Öffnung der Museen und Sammlungen an Sonntagen durchsetzte. Auch an der Begründung des ersten Berliner Asyls für Obdachlose war sie beteiligt.

Fanny Lewald gehörte in den sechziger, siebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu den markantesten Erscheinungen der Berliner Gesellschaft. Die stattliche Erscheinung, das von weißen Locken umrahmte kluge Gesicht

kündeten die bedeutende Frau, die Wertvolles geleistet und sich ihres Wertes voll bewußt war.

In „Für und wider die Frauen“ bekämpfte Fanny Lewald in ihrer scharfen Weise die Oberflächlichkeit, die Puzsucht, die Halbbildung der Frauen und trat für Ausbildung der Mädchen für einen Beruf ein, wobei sie auch die Berücksichtigung der verschiedenen Handwerke empfahl.

Durch diese Artikel wie durch die gleichzeitig erschienene Übersetzung von Stuart Mills „Hörigkeit der Frau“ von Jenny Hirsch wurde plötzlich die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Frauenfrage gelenkt und eine heftige Polemik begann. In diesen Kämpfen und Kontroversen bildete sich zuerst die Theorie der Frauenbewegung aus.

Ihre Begründerinnen hatten sie als eine ethische und ökonomische Frage und als ein Kulturproblem aufgefaßt, nun wurde auch die psychologisch-physiologische Seite berührt. Aus der Natur des Weibes heraus wollte man die Forderungen der Frauen beweisen oder ablehnen und es entspann sich der langwierige Kampf um das Prinzip, der auch heute noch nicht zu Ende geführt ist.

Naturgemäß mußte eine aus so demokratischen Ideen geborene Bewegung unter den Konservativen

ihre heftigsten Gegner finden. Ph. von Nathusius, Robert König, Hermann Sakoby, Heinrich von Sybel, Frau Reichardt-Stromberg und später Paul de Lagarde suchten die Tendenzen des Stuart'schen Buches zu bekämpfen.

Nathusius sah in der Frauenbewegung eine „Folge der kritischen Zersetzung und sittlichen Zerrüttung der Zeit.“ Er findet, daß man den Frauen einige Berufe erschließen und ihre häusliche Erziehung verbessern könne, aber im übrigen „soll die liebe Frauenwelt eine glückliche stille grüne Oase sein, ein Quell der Lebenspoesie, ein Rest aus dem Paradiese. Und den wollen wir uns von keiner ‚Frauenfrage‘, von keinem unglücklichen Blaustrumpf und von keinem überstudierten Nationalökonomem nehmen lassen. Wir wollen sie dem ‚schulgequälten‘, wir wollen sie so viel als möglich auch dem armen und ärmsten ‚Arbeiter‘ mit Gottes Hilfe erhalten“.

Der Professor der Theologie Jacoby sieht in seinen „Grenzen der weiblichen Bildung“ als die Haupteigenschaften der Frau Anmut und Naivität an. „Wissenschaftliche Studien würden ihr nicht nur leiblich, sondern vor allem seelisch schaden, denn sie würden diese Eigenschaften zerstören, und sie würden der Wissenschaft keinen Gewinn bringen. Der Mann ist für Kampf und Arbeit

bestimmt, die Frau soll in der Pflege reiner, warmer und inniger Gefühle, in der Bewahrung der Güter, die der Mann erworben, in der Ordnung, Leitung und dem Schmuck des Hauses, die von Gott ihr anvertraute Aufgabe suchen“.

Was die Bildung der Frau angeht, so steht er auf Rousseaus Standpunkt: „Wie liebenswürdig ist ihre Unwissenheit!“ „Glücklich ihr Mann, denn nun kann er das Vergnügen haben, sie alles zu lehren!“ „Ohne Rousseau zu kennen“, sagt Jacoby, habe ich an einem anderen Orte ausgesprochen, wieviel tägliches Vergnügen man dem Manne raube, wenn man Mädchen zu gelehrt mache“.

Benigstens erkannte Jacoby die wirtschaftliche Not an und will der Frau den Beruf der Lehrerin, mit gewissen Beschränkungen den der Ärztin, auch einige subalterne Ämter zugänglich machen. Er ist sogar kein absoluter Gegner des aktiven Wahlrechtes der Frauen.

Darin stimmt er mit von Sybel überein, der den Standpunkt des abstrakten Rechts vertritt und danach den Frauen den gleichen Anspruch auf Rechtsfähigkeit wie Rechtsschutz zuerkennt wie dem Manne und der findet, daß man ihnen das aktive Wahlrecht nicht verweigern kann, wenn man es nicht an besondere Leistungen knüpft.

Dagegen forderte von Sybel in dem die Frauen am meisten berührenden Gesetz, dem Ehe= recht, volle Verschmelzung des Eigentums als zum Wesen der Ehe gehörig. Von Sybel stammt das später oft zitierte Wort: „Was soll man zu der Selbstachtung einer Braut sagen, welche zwar ihre Person, aber ja nicht ihre Talerstücke dem Bräutigam anver= trauen will?“ Vom physiologisch-psychologischen Standpunkt aus ist er für Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern nicht nur in, sondern auch außer= halb der Ehe. Doch will er neben den natür= lichen keine gesetzlichen Scheidewände aufrichten, verlangt für die Unverheirateten Gewerbefreiheit und Verbesserung der Bildungsgelegenheiten.

Paul de Lagarde endlich sagt in seinem aller= dings erst später (1884) entworfenen Programm der konservativen Partei Preußens: „Das Mädchen auch der höheren Stände lerne, was jeder Mensch heute wissen muß, Lesen, Schreiben, Rechnen und etwas Heimatskunde. Was es außer dem von der Mutter gezeigten Stricken, Nähen und Kochen darüber hinaus lernen wird, entscheidet allein sein von Gott ihm gewiesenes Leben. Jedes Weib lernt wirklich nur von dem Manne, den es liebt, und es lernt dasjenige, was und soviel wie der geliebte Mann durch seine Liebe als ihn

erfreuend haben will. Das Regelrechte ist, daß Mädchen heiraten und ihre Bildung in der Ehe gewinnen; doch auch Schwestern, Töchter, Pflegerinnen werden durch Brüder, Väter, Kranke und Greise zu etwas gemacht werden, wenn sie diese Männer mit warmem Herzen bedienen“.

Und so urteilte derselbe de Lagarde, der anderswo sagt: „Jeder Mensch ist einzig in seiner Art; denn er ist das Resultat eines nie wieder vorkommenden Prozesses einziger Art: darum ist schlechthin jeder Mensch, der geboren wird, der Anlage nach eine Bereicherung seines Geschlechts und seiner Nation; und darum gibt es für jeden Menschen nur eine Bildung, die ganz speziell auf ihn berechnet ist, und deren Aufgabe sein muß, aus ihm das zu machen, was irgend aus ihm gemacht werden kann. So gefaßt ist Bildung eine fortwährende Vermehrung des geistigen Wohlstandes der Nation. Auf sie hat jeder ein Recht, der geboren wird; ein Volk im wahren Sinne des Wortes ist nur denkbar als die Gemeinschaft so gebildeter Menschen, deren jeder an seinem Platze zufrieden sein wird, weil er sein Leben darauf einrichtet, ihn auszufüllen und weil er darum ihn liebt“.

Angesichts zweier so diametral entgegengesetzter Äußerungen desselben Mannes, wie der

aus den übrigen gegnerischen Schriften angezogenen Leitgedanken, kann man nur Gertrud Bäumer voll beistimmen, die im „Handbuch der Frauenbewegung“ (Teil I, Geschichte der deutschen Frauenbewegung) sagt: „Eins wird aus all diesen Abhandlungen deutlich: neben Tendenzen, die durch bestimmte religiöse und politische Interessen in die Behandlung der Frauenfrage hinein getragen werden, wirkt eines noch verwirrend und störend auf die sachliche Betrachtung der Frage ein und gibt der Erwägung den Charakter des Angriffs: Das ist das persönliche Interesse des Mannes an dem Sein und Werden der Frau, das Interesse des Geschlechts. Das hat bis heute den Kampf so heftig und die Verständigung so schwer gemacht“.

Das Geschlechtliche bildet fortan den Kern aller Auseinandersetzungen. Forderten die Frauen wirtschaftliche, soziale, rechtliche und politische Gleichstellung mit dem Manne, so mußten sie auch den Beweis der Gleichwertigkeit der Leistungen, die diese gleiche Bewertung zur Voraussetzung hatte, erbringen. Darum liefen die Argumente der Gegner immer wieder darauf hinaus, daß die Frau durch ihre natürliche Gebundenheit und physiologische Aufgabe gar nicht dasselbe leisten könne, wie der Mann.

Besonders heiß tobte der Kampf um die Zulassung der Frauen zum Medizinstudium. Lange bevor in Deutschland eine Hoffnung auf Erfüllung dieses Verlangens bestand, wurde der Streit schon mit großer Erbitterung geführt. Die Ärzte machten Front gegen die Frauen nicht allein als Männer, sondern auch als Berufsmenschen, die die Konkurrentin fürchteten. Und sie führten den Kampf mit ungleichen Waffen, da sie aus ihrer Wissenschaft das Rüstzeug holten, um die physiologische Unfähigkeit der Frau für den ärztlichen Beruf zu beweisen.

Besonderen Eindruck machte eine 1872 erschienene Schrift des Münchener Anatomen von Bischoff: „Das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen“, indem er aus dem Bau des Schädels und dem geringeren Volumen des Gehirns die geringere geistige Leistungsfähigkeit der Frau ableitete, aus ihrer körperlichen Veranlagung ihr die physische Kraft für den Beruf absprach. Außerdem fand er, daß das ärztliche Studium der Frauen „eine Beleidigung und Sünde wider die Natur sei“, da es die am Weibe am höchsten geschätzten Eigenschaften, Bartgefühl, Verletzbarkeit, Schamgefühl besonders bei gemeinsamen Studien vernichte. Da dem Weibe durch seine Körperbeschaffenheit manche Berufssphären

verschlossen seien, so stellten weibliche Ärzte, die tüchtige männliche verdrängten, eine bedrohliche Gefahr für das sanitäre Wohl des Staates im Kriege wie im Frieden dar.

Es fehlte zwar nicht an Widerlegung aus Fachkreisen, denn die Züricher Professoren, die schon seit einer Reihe von Jahren weibliche Studenten unterrichteten, wollten diese den Frauen nachgesagten Mängel durchaus nicht zugeben, sondern rühmten ihren Fleiß wie ihre Leistungen. Dies hinderte aber nicht, daß die gleichen Einwände immer wieder von Ärzten und Laien erhoben wurden.

Noch mußte die Frauenbewegung diesen wissenschaftlichen Einwänden nicht recht zu begegnen, da sie von ganz anderen Voraussetzungen aus im Namen einer ethischen Gerechtigkeit und wirtschaftlichen Notwendigkeit ihre Forderungen erhoben hatte.

Da nahm eine Frau mutig den hingeworfenen Sehdehandschuh auf und griff erfolgreich in die Diskussion ein: Hedwig Dohm.

In ihrer kleinen Schrift: „Was die Pastoren von den Frauen denken“, wandte sich diese witzige geistvolle Berlinerin gegen Nathusius und Jakoby. Gegen Professor Bischoff nahm sie in der Abhandlung: „Die wissenschaftliche Emanzi-

pation der Frauen" Stellung. Bald darauf folgte: „Der Frauen Natur und Recht“. Hedwig Dohms glänzende Dialektik weiß alle Schwächen des Gegners auszuspähen und ihn mit unerbittlicher Schärfe der Logik ad absurdum zu führen.

Mit dem naiven Mut der originellen Denkerin stellt sie sich ganz einfach auf den Standpunkt des Rechtes: „Die Frau soll studieren, weil sie studieren will, weil die uneingeschränkte Wahl des Berufes ein Hauptfaktor der individuellen Freiheit, des individuellen Glückes ist.“

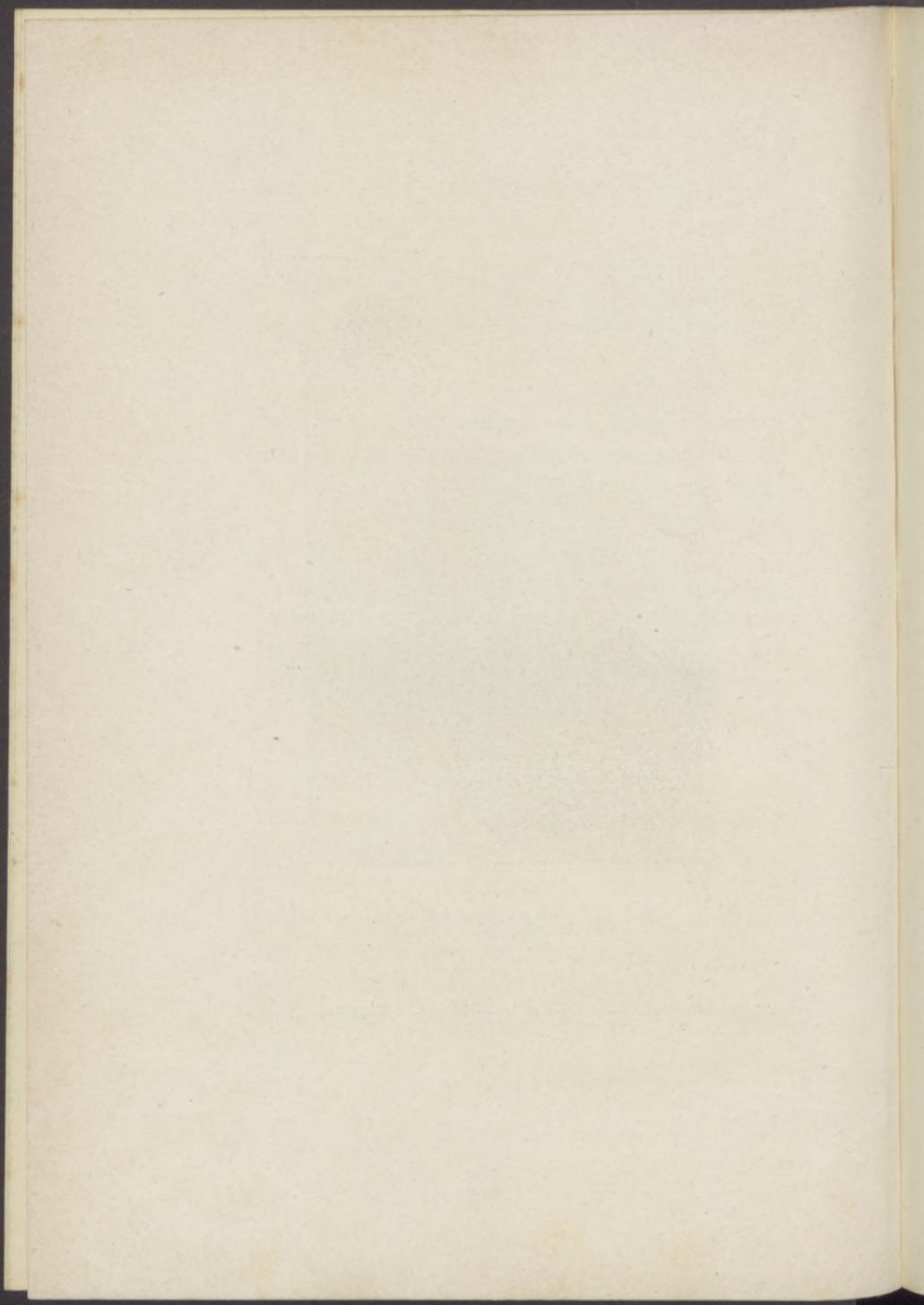
Hedwig Dohm strebt bedingungslose Gleichstellung von Mann und Frau auf allen Gebieten des Lebens an, eine unbegrenzte Möglichkeit, ihre individuelle Daseinsart selbst zu bestimmen. Sie war die erste, die in Deutschland das politische Stimmrecht für die Frauen gefordert hat.

Hedwig Dohm ist kein Vereinsmensch, sie baut sich nicht auf anderen auf, bei ihr ist alles erlebt und erfüllt. In ihrem feinen Buch: „Geschichte einer Seele“, läßt sie uns tiefe Blicke in ihre Entwicklung tun. Sie entkleidet ihre Seele vor uns, nur den Schleier der Tränen läßt sie ihr. „Seht, so ist das Weib, so voll Sinnlosigkeit; Ungerechtigkeit und Leid ist ihr Los!“



Gertrud Vofm

Aus dem Atelier „Elvira“, München und Augsburg.



Hedwig Dohm war in Berlin als Tochter eines Tabakfabrikanten geboren und wuchs in einem Kreise von fünfzehn Geschwistern auf. Noch nicht zwanzig Jahre alt vermählte sie sich mit Ernst Dohm, dem witzigen Herausgeber des Witzblattes „Kladderadatsch“; doch war diese Ehe reicher an Leid als an Freuden. Der Gatte kränkte sie durch Leichtsinn und Untreue, ihr einziger Sohn starb jung.

„Mein ganzes Leben“, sagte sie mir einmal, „hat eigentlich nur in einer chronologischen Reihenfolge psychischer Zustände bestanden: erst Träumen, dann Grübeln, dann Denken; letzteres soweit es mein Bildungsgrad zuließ. Der Mangel wissenschaftlicher Schulung hat mich oft bis zur Verzweiflung niedergedrückt.“

Man sieht, Hedwig Dohm gehört nicht zu den selbstzufriedenen fatten Seelen, sondern zu den Feuergeistern, die das Höchste von sich verlangen.

Aber in dem, was sie von anderen fordert, ist sie von weiser Beschränkung. „Nie würde es mir in den Sinn kommen“, sagt sie an anderer Stelle, „etwas anderes auf dem Gebiet der Frauenbewegung zu fordern als das freie Selbstbestimmungsrecht der Frauen und die Beseitigung aller derjenigen Hindernisse, die diesem Recht entgegenstehen. Den Frauen aber vorschreiben:

dies sollt Ihr tun, jenes lassen, diese Tür öffne ich Euch, jene verschließe ich — welch eine Willkür!“

„Was meine Emanzipationsideen betrifft,“ schreibt sie in einem Briefe, „so haben meines Wissens mich weder Bücher, noch Menschen, noch äußere Ereignisse dazu angeregt. Stuart Mills „Hörigkeit der Frau“ kam mir erst zu Gesicht, nachdem ich meine ersten Aufsätze über das Thema der Emanzipation bereits veröffentlicht hatte. Es waren in der That nur „Schicksale einer Seele“, tiefes Seelenleid, innere Erlebnisse, die mir diese Erkenntnisse brachten.“

Nach dem großen Erfolge ihrer Broschüren hüllte sich Hedwig Dohm wieder in Schweigen. Ihre feine, sensible, eigenartige Natur fühlte für die schablonenhafte Kleinarbeit des Vereinslebens keine Neigung. Aber als der Professor Möbius seine Broschüre über den „Schwachsinn des Weibes“ losließ, da zeigte die fast Siebzigjährige in ihrer Erwiderung, daß weder ihre Feder noch ihre Polemik stumpf geworden seien. Inzwischen war eine Anzahl Romane von ihr erschienen, die alle wie Sibylle Dalmar und Christa Kuland Frauenschicksale behandeln und voller Selbstbekenntnisse sind. Auch als Lustspiieldichterin war Hedwig Dohm erfolgreich.

1903 erschien ihr Buch „Die Mütter“, in dem sie ihre reichen, im Kreise ihrer eigenen Enkel gesammelten Erfahrungen niederlegt. Dies Buch enthält wohl das Schönste und Tröstlichste, was je über das Alter gesagt wurde. Hedwig Dohm predigt darin ihren Mitschweftern Kampf gegen das Alter, geistiges Streben bis zum letzten Tag. Und sie schließt dies Brevier des Alters mit den Worten: Untätigkeit ist der Schlafrunk, den man dir, alte Frau, reicht. Trink ihn nicht! Sei etwas. Schaffen ist Freude. Und Freude ist fast Jugend.“





In dem Kampf um die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium hat sich besonders eine Frau hohe Verdienste erworben, die auch sonst zu den anziehendsten, weil liebenswürdigsten Gestalten der deutschen Frauenbewegung gehört: Mathilde Weber.

Diese gesunde, harmonische, tätige Frau war eine Verkörperung der edelsten Mütterlichkeit; Tausende haben den Segen ihres selbstlosen Wirkens gespürt, das sich zum größten Teile im Rahmen der Frauenbewegung vollzog. Denn Mathilde Weber schloß sich ihr sehr früh an, nachdem ihr eine Nummer der „Neuen Bahnen“ in die Hände gefallen war und sie darin ihre eignen Ansichten wiedergefunden hatte. Sie schrieb an Luise Otto und erschien mit ihrem Gatten 1869 auf dem Frauentage in Kassel. Bald verband sie die innigste Freundschaft mit den Führerinnen Luise Otto und Auguste Schmidt, die bis zum Tode ausgehalten hat.

Mathilde Weber wurde als Tochter des Gutsbesitzers Walz auf dem Schweizerhof bei Ellwangen in Württemberg geboren. Von ihren trefflichen Eltern erhielten sie und ihre drei Geschwister eine ausgezeichnete Erziehung. Da keine gute Schule in der Nähe war, legte der Vater noch als verheirateter Mann die Prüfung als Volksschullehrer ab und unterrichtete seine Kinder selbst. Hochgebildet wie er war, führte er seine Kinder in die Elemente der Chemie, Physik und Geschichte ein; ja Mathilde lernte sogar mit ihrem Bruder Lateinisch.

Die Mutter sorgte wiederum für gute Unterhaltungslektüre; das Vorlesen von Märchen, guten Erzählungen und klassischen Dichtungen bildete die allabendliche Erholung der in ländlicher Einsamkeit in den einfachsten Verhältnissen lebenden Familie. Aber neben dieser wundervoll klar und zielbewußt geleiteten Bildung — denn auch zu allen häuslichen Geschäften machte die wackere Mutter die Kinder durch stete Übung von früh auf geschickt — genoß Mathilde das höchste Jugendglück eines unbehinderten Aufwachsens in der schönsten Natur. Ganz nach Gefallen streifte sie in den Freistunden mit den Geschwistern in Wald und Feld umher und schöpfte aus dem innigen Vertrautsein mit der Natur die höchste Beglückung.

Eine kleine Geschichte, die Auguste Schmidt in Mathilde Webers Biographie in den „Neuen Bahnen“ erzählt, illustriert diese heitere Zwanglosigkeit. Die Landjäger waren damals angewiesen, auf Landstreicher und Zigeuner zu fahnden, die die Gegend unsicher machten, und auch auf den einsamen Gutshöfen nach solchem vagierenden Volk zu forschen. Kommt da eines Tages ein neu angestellter Landjäger auf den Schweizerhof und erkundigt sich bei der Frau Walz. Er habe im Walde so seltsame Kinder getroffen, eigentlich sei Kleidung und Haltung „herrisch“ gewesen, aber sie hätten — wohl um sie zu schonen — Schuhe und Strümpfe in der Hand getragen. Und als er sie gefragt, woher sie seien, hätten sie mit pöflicher Miene geantwortet: „Wir sagen dir nichts, sonst verrätst du uns!“ und wie durch Zauber seien sie gleich darauf im Walde verschwunden gewesen. Ob ihm Frau Walz nicht Aufschluß geben könne, wer diese Kinder seien.

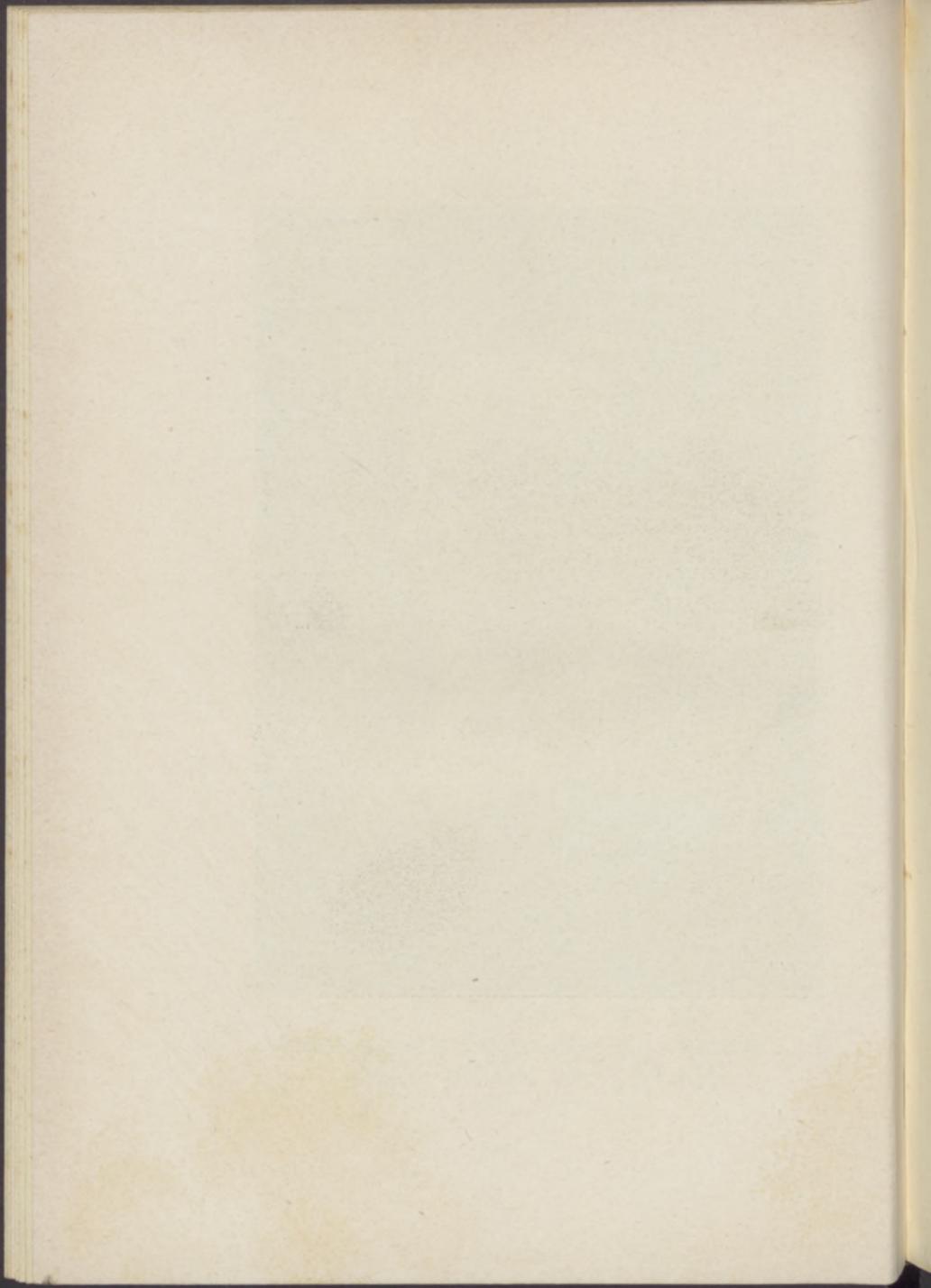
„Zawohl“, entgegnete diese lachend, „meine eigenen!“

Von dieser Urwüchsigkeit hat sich Mathilde viel ins spätere Leben hinübergerettet, und das machte ihr Wesen so erfrischend, ihre Art so herzzgewinnend.

Auch ihr Gerechtigkeitsfönn war schon früh ausgebildet. Als ihr Vater als Domänen-



Mathilde Weber-Walz



direktor nach Schloß Ellwangen versetzt wurde, besuchte sie die höhere Töchterschule. Da geschah es einmal, daß der französische Lehrer der Klasse eine Strafpredigt hielt, weil die Leistungen im Französischen so minderwertig seien.

Sofort erhob sich Mathilde und entgegnete dem Lehrer, da er seine Stunden stets erst nach „Halb“ anfangt, so hätte die Klasse auch nur die Hälfte der Stunden erhalten und könne nur halb so viel leisten als erwartet werde!

Auf die Klassengenossinnen machte diese Szene einen so tiefen Eindruck, daß sie sich noch im späten Alter daran erinnerten, wenn sie von Mathilde Weber hörten oder lasen.

Durch eine Tat der Geistesgegenwart gewann sich Mathilde auch den Lebensgefährten. Als auf einer Spazierfahrt die Pferde durchgingen, ergriff Mathilde beherzt die Zügel, bändigte die feurigen Tiere und bewahrte so sich und die übrigen Insassen des Gefährts vor Schaden. Der junge Dr. Heinrich Weber, der Zeuge dieser Szene gewesen und schon längst im Bann der reizenden Mathilde stand, hielt darauf um ihre Hand an.

Er holte sich seine Braut aus Hohenheim, wohin ihr Vater inzwischen als Direktor der landwirtschaftlichen Akademie versetzt war und wo die Familie die Räume bewohnte, in denen

einst das Idyll zwischen Herzog Karl und Franziska von Hohenheim gespielt hatte.

Dr. Weber war zum Nachfolger ihres Vaters in Ellwangen ernannt, und so kehrte das junge Paar in das alte Schloß zurück, dessen Brunn-
gemächer Mathilde so vertraut waren und wo sie nun als junge Frau drei glückliche Jahre ver-
lebte. Dann wurde ihr Gatte als Dozent an die Universität Tübingen berufen. Hier eröffnete sich ein neues Leben für Mathilde. Der gesellige Verkehr in der kleinen Universitätsstadt war ein sehr reger und das gastfreie Webersche Haus mit der heiteren, liebreizenden Hausfrau wurde bald ein gesellschaftlicher Mittelpunkt, zu dem sich Alt und Jung gleich hingezogen fühlte.

Dennoch fehlte es auch nicht an Schatten in diesem sonnigen Leben. Die Ehe der so kinder-
lieben Frau blieb kinderlos und ein körperliches Leiden verhängte zeitweilig tiefen Trübsinn über ihren Gatten, den zu zerstreuen die heitere Frau alle Kraft ihrer starken Seele aufbieten mußte.

Auf Anraten des Arztes pachteten sie das Gut Bläsiberg bei Tübingen, wo der Herr Professor neben seinen Universitätsvorlesungen die Landwirtschaft praktisch ausübte, die Frau Professorin aber ihre großartige gemeinnützige Tätigkeit zu entfalten begann.

Zuerst wirkte sie erziehend und bildend, zunächst auf ihr Dienstpersonal, dem sie einmal in der Woche vorlas, wobei sie alle vorkommenden wichtigen vaterländischen Ereignisse mit ihm besprach. Auch hielt sie es selber zum Lesen nützlicher Bücher an und veranstaltete ihm auch gelegentlich schöne sinnige Feste.

Ferner wendete sich ihre erzieherische Thätigkeit den jungen Praktikanten zu, die aus aller Herren Länder in ihr Haus kamen, um die Landwirtschaft praktisch zu erlernen. Sie versuchte mütterlich auf sie einzuwirken und fast alle schlossen sich in kindlicher Verehrung an die edle Frau an. Von ihrer Dankbarkeit legt ein durch das ganze spätere Leben sich hinziehender Briefwechsel Zeugnis ab, in dem diese Männer als in Amt und Würden stehende Familienväter immer wieder versicherten, von wie glücklichem Einfluß die in Bläsiberg verlebten Jahre auf ihr späteres Leben gewesen seien.

Auch eine andere bedeutungsvolle Seite von Mathildes Wesen entwickelte sich hier, die heilende. Als Gutsfrau besaß sie natürlich eine Hausapotheke, und da ärztliche Hilfe besonders in der Nacht schwer zu erreichen war, behandelte sie in Krankheitsfällen ihr Dienstpersonal oft selbst. Ihre Kuren waren von Erfolg begleitet und da auch der

Arzt die von der energischen Frau Professorin verordneten Mittel meist hinterher guthieß, so verbreitete sich ihr Ruf bald über das Schloß hinaus. Auch aus den umliegenden Bauernhöfen schickte man gern zur Frau Professorin und so wuchs ihre Praxis immer mehr. Schon damals kam der klugen Frau die Idee, daß auch die Frauen geeignet sein möchten, Medizin zu studieren.

Bald sollte ihr Gelegenheit werden, ihre medizinischen Kenntnisse mehr im großen zu verwenden. Die Pachtzeit des Gutes war abgelaufen und da sich Professor Webers Gesundheit gebessert hatte, war der Landaufenthalt nicht mehr nötig, und Webers übersiedelten 1869 nach Tübingen, wo sie auf der Neckarhalde ein Landhaus mit einem wüsten Weinberg erwarben.

Im folgenden Kriegsjahre war Professor Weber Rektor der Universität und da er als solcher für die Kasse der Universität verantwortlich war, die zur Zeit mehr als drei Millionen Mark enthielt, so flüchtete er damit in die Schweiz. Die tapfere Frau aber gründete mit Professor Niemeyer den Sanitätsverein und stand einem Barackenlazarett vor, bis sie eine schlimme Diphtherie befiel und sie an der weiteren Ausübung dieser Tätigkeit hinderte.

Einmal auf das Feld sozialer Wirksamkeit

hinausgetreten, lockte die tatkräftige Frau die Fülle der Aufgaben und wir sehen sie eine nach der anderen mit Glück und Geschick lösen.

Da sie aus Erfahrung wußte, wie sehr oft den Hausfrauen die Kenntnisse in der weiblichen Handarbeit mangelten, so begründete sie 1872 nach dem Muster der Reutlinger in Tübingen eine Frauenarbeitschule, an die sich später der Hilfs- und Armenbeschäftigungsverein angliederte. Dann folgte ein Sonntagsverein für konfirmierte Mädchen der arbeitenden Klassen und ein Mittwochsverein, in dem höhere Bildungsziele verfolgt und die Frauen und Mädchen der gebildeten Stände mit den Zielen und Aufgaben der Frauenbewegung bekannt gemacht wurden und der dem Allgemeinen deutschen Frauenverein als Zweigverein beitrug. In Stuttgart war auch besonders durch die Bemühungen der rührigen Emma Ladday der Schwäbische Frauenverein gegründet worden. Die Frauentage besuchte Mathilde Weber regelmäßig. Als Rednerin wagte die kluge, erfahrungsreiche Frau zuerst nicht aufzutreten. Sie fürchtete ihren Dialekt. „S'ischt nix mit meinem Schwäbele“, sagte sie abwehrend. Aber schließlich überwand sie doch die Scheu und hielt auf der Heidelberger Tagung im Herbst 1879 einen Vortrag über „Haushaltungsschulen für

Bauerntöchter“. Sie griff damit ein ganz neues Gebiet auf und behandelte es so geschickt, daß sie reichsten Beifall erntete und bald zu den beliebtesten Rednerinnen in Nord und Süd gehörte; selbst nach Wien wurde sie berufen. Grade zu dem, was die warmherzige Frau aus ihrer reichen Erfahrung heraus mittheilte, paßte der Dialekt ausgezeichnet und öffnete ihr sogleich die Herzen.

Neben der von ihr entfaltenen organisatorischen Tätigkeit wußte Mathilde Weber auch durch praktische Veranstaltungen die Mittel zu den vielfältigen Wohlfahrtswerken zu beschaffen und zu vermehren. So sammelte sie die Fonds zu einem Denkmal für die schwäbische Meisterin der Erzählungskunst, Ottilie Wildermuth. Sie stiftete die Professoren der Universität an, populärwissenschaftliche Vorträge zu halten, die zwanzig Jahre hintereinander stattfanden und aus deren Erträgen zwei Häuser gebaut wurden, in denen alleinstehende ältere weibliche Personen und Witwen kleine Wohnungen mit eigenem Gärtchen zu ganz billigen Preisen erhielten. Auch ein „Frauenheim“ wurde später errichtet. Viele Mittel schaffte Mathilde Weber durch von ihr veranstaltete Bazare, vor allem aber durch die „Gerümpelauktionen“ herbei, zu denen die Wohlhabenden abgelegte Möbel und Kleider beisteuerten

und denen Mathildens nie versiegender Humor und die bereitwillige Mithilfe der Studenten stets den Erfolg sicherten.

Auch in der Mäßigkeitsbewegung wirkte Mathilde Weber; ebenso interessierte sie sich lebhaft für die Teilnahme der Frauen an der Armen- und Krankenpflege. Schon in dem auf dem Nürnberger Frauentag gehaltenen Vortrag: „Warum fehlt es an Diakonissinnen und Pflegerinnen?“ trat sie warm für die Wünsche und Forderungen ein, die erst jetzt zum Teil verwirklicht sind, zum anderen Teil von den weltlichen Schwesterschaften, besonders unter Führung von Frau Krukenberg-Conze, noch immer erst erstrebt werden.

Die für die Frauenbewegung bedeutsamste Tat leistete sie aber mit ihrem energischen Eintreten für das Medizinstudium der Frauen, das seinen weitreichendsten Ausdruck in ihrer 1887 erschienenen Broschüre: „Ärztinnen für Frauenkrankheiten, eine sanitäre und sittliche Notwendigkeit“ (L. Dehmigke, Berlin) fand. In dieser Schrift, die in wenigen Monaten die dritte Auflage erlebte, stellte sich Mathilde Weber nicht wie Hedwig Dohm auf den Rechtsstandpunkt, sondern auf den der praktischen Notwendigkeit. Sie wußte darin die Gegner so fein mit den eignen Waffen zu schlagen, daß sie Tausende

von denkenden Frauen und Männern für die Sache des Frauenstudiums gewann. Der Vorstand des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, dem Mathilde Weber seit 1887 angehörte, beschloß, diese Broschüre seiner Petition beizufügen, die er 1888 an die deutschen Regierungen um die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes sandte, und auch unter den Parlamentariern half sie manches Vorurteil zerstreuen. In der zur vierten Auflage erschienenen Vorrede wandte sich Mathilde Weber gegen die Behauptungen, die Professor Waldeyer auf dem Naturforschertag in Köln gegen das Frauenstudium aufgestellt hatte, und in einem Anhange „Der Besuch in Zürich“, trat sie den von anderer Seite erhobenen Anschuldigungen gegen das Leben der Studentinnen in Zürich entgegen. Nicht minder wie der ihrer Schrift, hat auch wohl Mathilde Webers persönlicher Einfluß viel dazu beigetragen, dem Frauenstudium den Weg zu ebnen, denn nicht allein die Tübinger Professoren schätzten diese edle Frau samt und sonders hoch, auch Prinz Wilhelm, der jetzige König von Württemberg, verkehrte viel in ihrem Hause und empfing von ihr jenes warme Interesse für die Bestrebungen der Frauen, das er später so oft bewiesen hat.

Mathilde Weber war auch sonst schriftstellerisch hervorgetreten. Neben den erwähnten Broschüren gehören der Frauenbewegung an: „Die Mission der Hausfrau“, „Über die Erziehung der Stützen der Hausfrau“ und der „Weißfaden für junge Dienstmädchen“. Ergreifende Schilderungen aus den Kriegsjahren 1870/71 enthalten ihre „Lazarettbilder“. Eine Anzahl Novellen erschienen in Zeitschriften verstreut, und wurden 1890 in einem Bande vereint. Daneben versuchte sie sich mit Glück in Reiseschilderungen; namentlich ihre „Reisebriefe einer deutschen Kleinstädterin“ sind voll ergötzlichen Humors und frischer Anschaulichkeit.

Mathilde Webers letzte soziale Tat war die Begründung des über ganz Deutschland verbreiteten „Vereins für Hausbeamtinnen“, zu dem sie sich mit Frau Anna Schmidt in Leipzig, der im Stillen unausgesetzt für die Frauenbewegung tätigen Schwester Auguste Schmidts, verband, und der dem wirtschaftlichen Elend der sogenannten „Stützen“ erfolgreich entgegen zu arbeiten strebt.

Im Jahre 1901 traf Mathilde Weber der schwerste Schlag ihres Lebens, nach neunundvierzigjähriger Ehe, die ihnen im innigsten Zusammenleben vergangen waren — hatte doch Heinrich Weber an allen Bestrebungen seiner Frau den

lebhaftesten Anteil genommen — nahm ihr der Tod den Gatten.

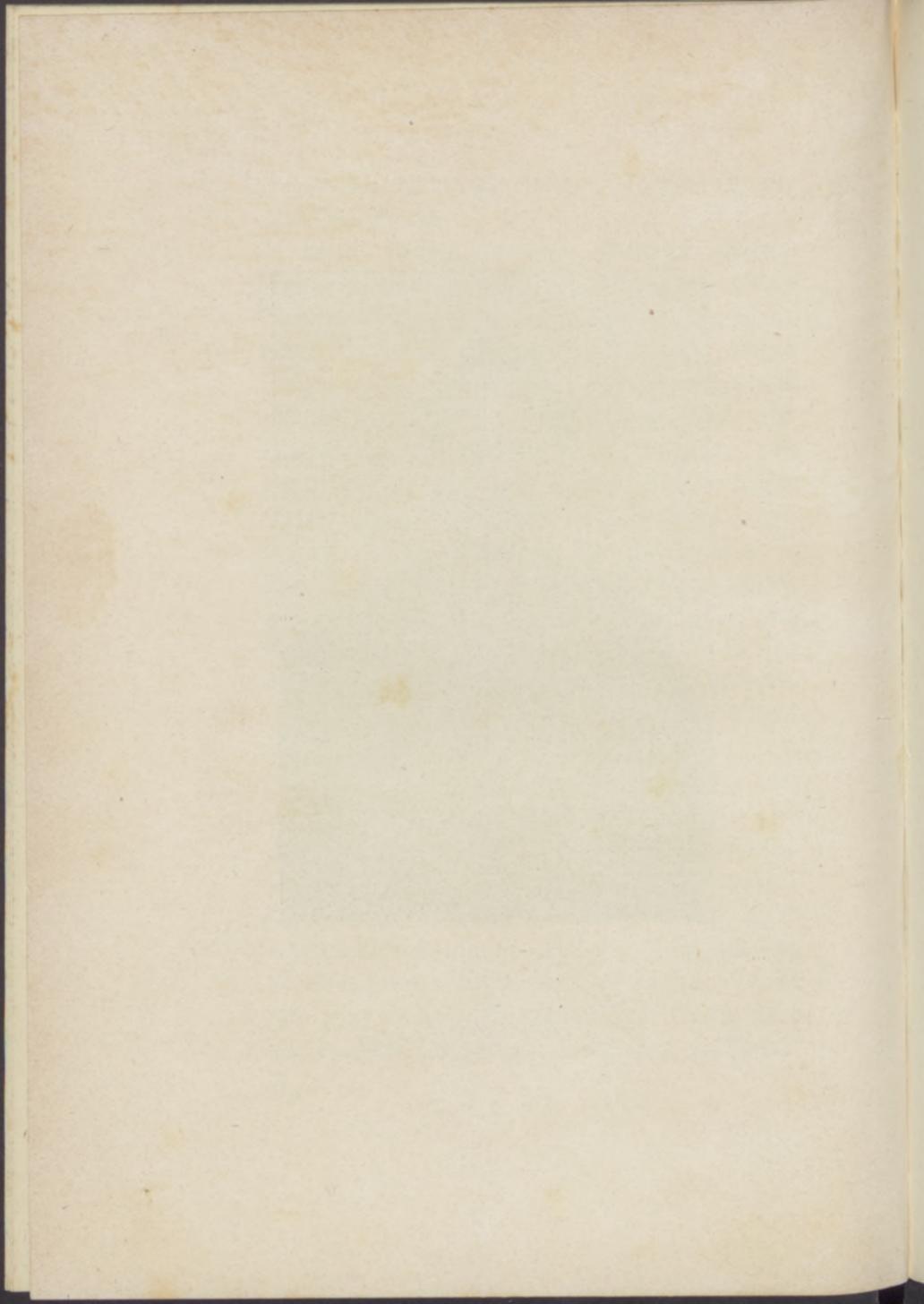
Welch fürsorgliche Frau Mathilde gewesen, erhellt daraus, daß sie neununddreißig Jahre lang dem Gatten, den ein Augenleiden daran hinderte bei Licht zu lesen, Abend für Abend vorgelesen hatte. Da diese Lektüre außer aus politischen Zeitungen zum größten Teil aus Werken der Nationalökonomie, Geschichte und Sozialpolitik bestand, verdankte Mathilde dieser Lektüre zugleich ihre umfassende Bildung.

Und doch hatte es in dem Leben dieser so überaus tätigen Frau noch Mußestunden gegeben und diese widmete sie ihrer Liebhaberei, der Gartenkunst. Bei Gartenarbeiten erholte sie sich von ihrer übrigen, oft so angestregten Tätigkeit und den wüsten Weinberg schuf sie in ein kleines gärtnerisches Paradies um.

Mathilde Weber überlebte ihren Gatten nur um ein Jahr. Ein Herzleiden schuf ihr noch eine schwere Leidenszeit, bis sie am 22. Juni 1901 sanft entschlief. Die ganze Stadt gab ihr trauernd das Geleite, vor allem die Armen, deren treueste Beschützerin sie gewesen. Dem Ausgleich der Stände hatte ihre Lebensarbeit gegolten und voll und ganz war sie das gewesen, was Goethe einer Persönlichkeit als höchstes Lob spendet: eine Natur.



H. Tibartius





Das Frauenstudium, um das später so heiße Kämpfe tobten, hatte, wie die meisten großen Neuerungen, ganz im stillen und ganz als Ergebnis des Zufalls begonnen. So war die erste Zahnärztin in Deutschland, Frau Dr. Henriette Tiburtius-Bagelsen geleitet von dem Wunsch nach Erwerb auf den Weg des zahnärztlichen Studiums geraten.

Diese mutige Holsteinerin war 1834 als Tochter eines Landpastors geboren. Sie empfing von ihrem Vater mit ihren Geschwistern zusammen einen vorzüglichen Unterricht; nur als sie anfang mit dem Bruder heimlich lateinisch zu lernen, verwies ihr das der Vater. Mädchen brauchten kein Latein, „ihr Lebensberuf sei zu heiraten“.

So wurde auch Henriette Bagelsen mit neunzehn Jahren an einen Landwirt verheiratet, einen Sohn der reichbegüterten Familie Hirschfeld. Diese Verbindung war nicht glücklich, denn der junge Mann war ein heimlicher Trinker. Nach unsäglichen Leiden wurde die Ehe getrennt, und die junge

Frau, deren Eltern inzwischen gestorben waren, stand nun völlig mittellos mit zerrütteter Gesundheit da.

Sie ging zunächst zu ihrer Schwester, die einen Arzt im Hannoverschen geheiratet hatte und ließ sich da notdürftig gesundpflegen. Dann ging sie nach Berlin, um eine Stellung als Hausdame zu finden, aber trotzdem es ihr nun nicht an tüchtigen wirtschaftlichen Kenntnissen fehlte, bot sich eine solche nirgends. Sie annoncierte, erhielt aber nie eine Antwort, bis eines Tages ein höflicher Auftraggeber ihr schrieb, er bedaure ihr Gesuch abschlagen zu müssen, aber er habe nur eine Stelle zu besetzen und da 150 Angebote eingegangen seien, müsse er 149 ablehnen.

Da sah die kluge Frau ein, daß auf diesem Felde kein Erfolg zu hoffen sei. Was aber beginnen? Zur Lehrerin hatte sie keine Fähigkeit und Neigung, andere Frauenberufe gab es im Jahre 1866 kaum.

Da brachten die unerträglichen Zahnschmerzen, an denen sie von Kindheit an litt, sie auf den Gedanken, Zahnarzt zu werden. Hatte sie doch oft gedacht, wie schön es wäre, wenn man statt zum männlichen Wundarzt zu gehen, die frankten Zähne von den sanften Händen einer Frau behandeln lassen könnte!

Sie fragte den rühmlichst bekannten amerikanischen Zahnarzt Dr. Abbot in Berlin um Rat und dieser riet ihr nach Amerika zu gehen, da ihr in Deutschland die Ausbildungsmöglichkeiten doch ewig verschlossen bleiben würden. Das beste Dental College sei an der Universität Philadelphia und dort hätte bereits eine Amerikanerin studiert.

Auf Anraten ihrer Freunde verschaffte sich Henriette Hirschfeld zuerst vom Kultusminister von Mühler die Erlaubnis, nach Absolvierung ihrer Studien in Amerika die zahnärztliche Praxis auch in Preußen ausüben zu dürfen, und der anmutigen, energischen Frau gelang es wirklich dem reaktionärsten aller Kultusminister diese Genehmigung abzurufen. Vielleicht wurde sie auch nur in der Voraussetzung erteilt, daß die Trägerin doch nie die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen würde, denn wer hätte damals in Deutschland geglaubt, daß eine Frau mit ihren Studien Ernst machen könne? Die energische Henriette lernte ein Jahr lang englisch und erwarb sich die nötigsten technischen Kenntnisse, dann fuhr sie mutig über das große Wasser.

Die erste Enttäuschung erwartete sie in Philadelphia. Dort hatte man noch nie etwas von weiblichen Zahnärzten gehört. Der einzige Bekannte, den die junge Frau dort hatte, ein wunder-

licher querköpfiger Apotheker, an den sie empfohlen war, schlug die Hände vor Erstaunen über dem Kopfe zusammen und glaubte, er habe eine Närrin vor sich. Nun rückte Henriette mit dem amtlichen Schriftstück heraus und das imponierte dem alten Manne so, daß er schnurstracks zu einem ihm bekannten Professor der Zahnheilkunde lief und ihn bat, eine Sitzung der Fakultät einzuberufen, um über die Aufnahme der jungen Deutschen zu beraten. Das geschah denn auch, aber die meisten Mitglieder der Fakultät verhielten sich ablehnend; nur einmal hatte eine Frau Zahnheilkunde studiert, aber das war irgendwo im wilden Westen gewesen, man wußte nichts Näheres darüber. Da erstand der Fremden ein warmer Fürsprecher in Professor Trumann. Er war durch seine Frau Anhänger der Frauenbewegung geworden und plädierte nun für die Aufnahme der ersten Studentin. Da er Widerspruch fand, erhitzte er sich und stellte schließlich die Kabinetsfrage. Entweder nahm man die von ihm empfohlene Studentin — die ihm übrigens noch gänzlich unbekannt war — auf oder er legte seine Professur nieder. Professor Trumann war unentbehrlich — so fügte man sich widerstrebend.

Als Henriette dem tapferen Manne in seinem Hause den Dankesbesuch machte, kam ihr Mrs.

Trumann mit etwas gemischten Gefühlen entgegen. Wie würde die Frau aussehen, für die ihr Gatte Amt und Existenz aufs Spiel gesetzt hatte? War sie dieses Einsatzes wert oder gehörte sie zu jenen pedantischen, überklugen, unangenehmen alten Jungfern, deren Deutschland so im Überfluß besaß?

Mrs. Trumann wurde aufs angenehmste enttäuscht, sie und ihr Gatte fanden ein solches Gefallen an Henriette Hirschfeld, daß sie die junge Frau veranlaßten, in ihr Haus zu übersiedeln und dort während der ganzen Studienzeit zu verweilen. Das erleichterte Henrietten die Studien ungemein und gab ihr sofort eine gesellschaftliche Position. An der fein gebildeten Mrs. Trumann, deren glänzende anatomische Kenntnisse sie bewunderte, fand sie zudem eine aufrichtige Freundin. Die Studenten im Dental College hatten an der anmutigen Kommilitonin aufrichtiges Wohlgefallen und behandelten sie mit der den Amerikanern Frauen gegenüber eigenen ritterlichen Zuvorkommenheit. Sie bewunderten auch ihre geschickte Hand und bald bekam sie eine große Praxis unter Frauen und Kindern. Nach zwei Jahren fleißigen Studierens machte sie ein gutes Examen. Oft dachte sie beim Lernen: Wie viel leichter könntest du vorwärts kommen, wenn dein Vater dir nicht

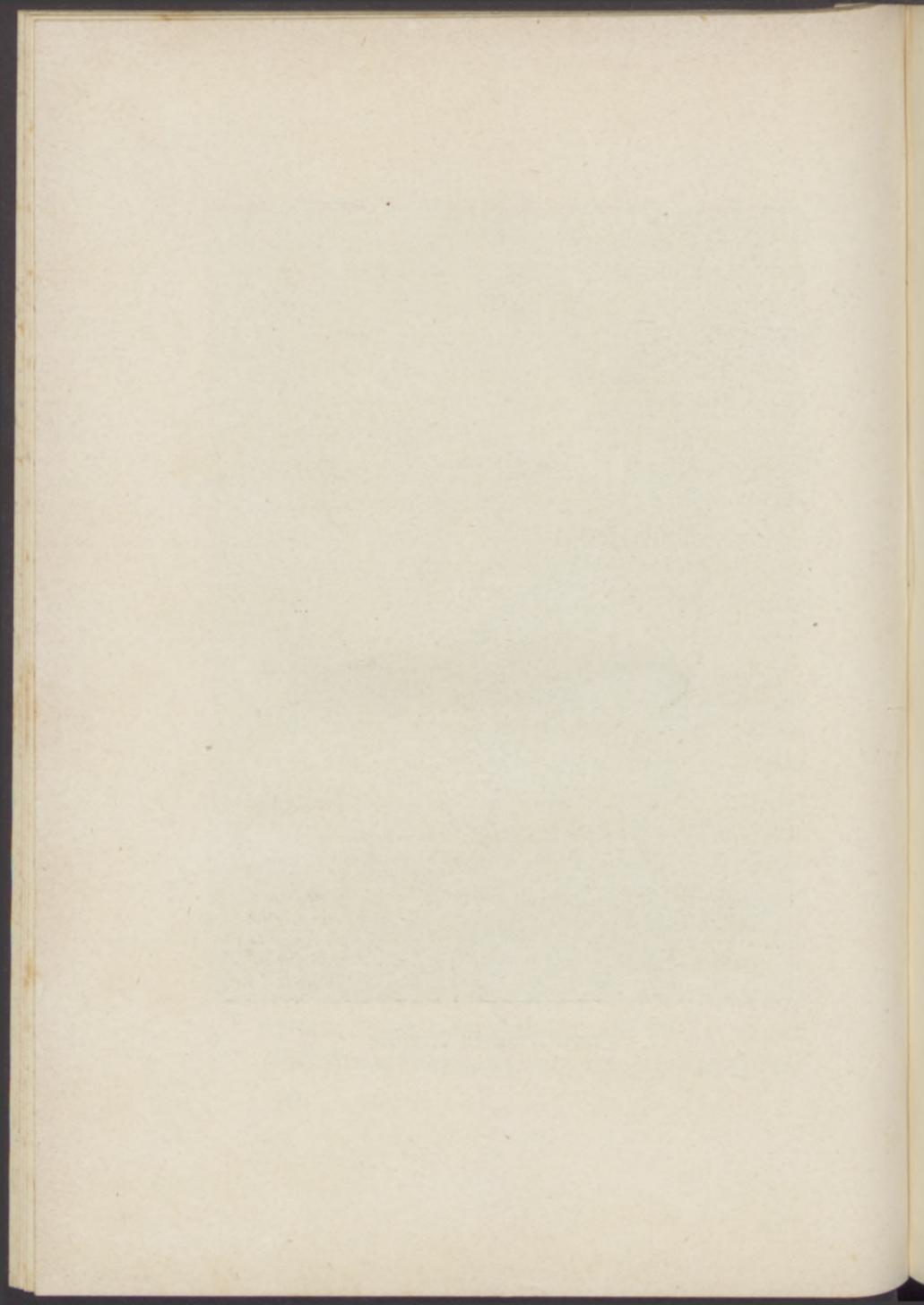
als Kind verboten hätte, das Latein zu lernen, das du jetzt so notwendig brauchst!

Auf der Rückreise nach Deutschland hielt sich Henriette zunächst einige Zeit in Newyork auf. Hier machte sie die Bekanntschaft der Schwestern Blackwell, der beiden berühmten Frauenärztinnen. Besonders die ältere, Dr. Elisabeth Blackwell, die die erste Frau war, die unter unsäglichen Schwierigkeiten ein regelrechtes wissenschaftliches Studium durchgemacht hatte und so die Bahnbrecherin für die studierenden Frauen Amerikas und Englands geworden war, machte einen tiefen Eindruck auf die eindrucksfähige Frau. Als eine begeisterte Apostelin des Frauenstudiums kehrte Henriette Hirschfeld nach Deutschland zurück.

Die junge Doktorin der Zahnheilkunde schuf sich zunächst eine Praxis, was ihr überraschend gut und leicht gelang. Die Frauen und Kinder der besten Kreise strömten ihr nur so zu. Es war aber auch ein Vergnügen, die zierliche Frau in der Praxis zu beobachten. Neben der Leichtigkeit ihrer Hand und ihrer sicheren Ruhe konnte man ihre große Sauberkeit und Gewandtheit und vor allem ihre ausdauernde Arbeitskraft bewundern. Durch ihre Tätigkeit, die sie mit so vielen Frauen der höheren Stände in nächste Berührung brachte, zerstörte Dr. Henriette Hirsch-



Dr. med. Franziska Tiburtius



feld aufs beste die Vorurteile gegen das wissenschaftliche Frauenstudium. Vor allem lag aber der weitherzigen Frau daran, auch ihre Mitschwwestern auf dem neugebahnten Weg vorwärts zu treiben. Von ihr ermuntert gingen noch eine Reihe von Frauen zu zahnärztlichen Studien nach Amerika und erwarben sich dadurch die Doktorwürde und einen einträglichen Beruf. Aber Henriette wollte das Beispiel der Elisabeth Blackwell auch in Deutschland nachgeahmt wissen. Sie beredete eine Freundin, Emilie Lehmuß, in Zürich zu studieren und drängte auch ihren Freund, den Dr. med. Tiburtius dazu, seine kluge Schwester Franziska, die als Erzieherin in England weilte, diesem Berufe zuzuführen. Er wollte anfangs nichts davon hören; als er aber im deutsch-französischen Krieg die Befähigung der Frauen für Krankenpflege beobachtete und später, während er schwer verwundet in Orleans am Typhus darniederlag, ernstlich über den Plan nachsann, erschien er ihm gut und er schrieb an seine Schwester, sie solle im Sommer nach Rügen kommen, er wolle versuchen, einen Arzt aus ihr zu machen.

So fern lag damals diese Idee den Frauen, daß Franziska Tiburtius beim Empfang dieses Briefes ausrief: „Der Ärmste, nun hat ihn das

Fieber aufs neue gepackt! Er phantasiert wieder!" Aber als sie dann den Rekonvaleszenten auf dem elterlichen Landgut auf Rügen pflegte und er der ersten Schwester die Notwendigkeit vortrug, der Vernachlässigung der Frauenleiden dadurch zu begegnen, daß man weibliche Ärzte bilde, da war sie diesem Vorhaben bald gewonnen.

Sie studierte bei dem Bruder Mathematik und die Grundlage der Anatomie und war im Herbst 1871 so weit, daß sie die Universität Zürich beziehen konnte. In Zürich war zum erstenmal in den vierziger Jahren zwei Frauen die Erlaubnis zum regelrechten Studieren in der philosophischen Fakultät erteilt worden. 1864 und 1865 studierten dort zwei Russinnen Medizin und eine legte 1867 die Doktorprüfung ab. Seitdem hatte die Zahl der Studentinnen ständig zugenommen, Franziska Tiburtius fand schon 21 Studentinnen vor, bis 1873 stieg ihre Zahl schon auf 112. 1871 machte die erste Schweizerin das medizinische Konfordatsexamen. Bald wurden nach leichten Kämpfen auch die anderen Schweizer Universitäten den Frauen geöffnet. Fünf Jahre ersten Studiums wendete Franziska Tiburtius daran, 1876 machte sie mit „Sehr gut“ ihr Dokorexamen.

Sie wurde dann zugleich mit Fräulein Dr. Lehmus Assistentin an der Königlichen Entbindungsanstalt in Dresden. Im nächsten Jahre ließen sich beide in Berlin nieder. Ihre Hoffnung, zum Staatsexamen in Preußen zugelassen zu werden, erfüllte sich leider nicht, ihre Gesuche wurden einfach abgewiesen. Aber trotz mancher Schwierigkeiten, die man ihnen in den Weg legte — sie durften zum Beispiel keine Totenscheine ausstellen, keine Stellungen an Krankenkassen, bei Behörden annehmen und dergleichen — konnte man sie doch nach der in Preußen bestehenden Gewerbefreiheit nicht am Praktizieren hindern und Berlin hatte seine ersten Frauenärztinnen. Besonders Dr. Franziska Tiburtius erwarb sich mit der ruhigen Würde und der schlichten Güte ihres Wesens eine sehr zahlreiche Klientel. Sie zog zu ihrem Bruder, der inzwischen Henriette Hirschfeld geheiratet hatte, und die drei Ärzte führten zusammen ein schönes, sich gegenseitig anregendes, dem Dienste der Menschheit geweihtes Leben. Das Tiburtius'sche Haus entfaltete eine rege, von feinem Geiste beseelte Geselligkeit. Henriette Tiburtius, deren Ehe zwei Knaben entsprossen, war eine ebenso sorgsame Mutter wie tüchtige Hausfrau. Aber die Vielseitigkeit ihrer Natur war damit keineswegs erschöpft, sie ver-

einigte sich mit ihrer Schwägerin und mit anderen gleichgesinnten Frauen zu eifrigem sozialem Wirken.

Sie begründete mit Lina Morgenstern den Verein zur Rettung minorenner Strafgefangener, der sich später in einen „Verein zur Erziehung schulentlassener Mädchen für die Hauswirtschaft“ umwandelte, an dessen Spitze sie noch heute steht und dessen Haushaltungsschule in Mariensfelde bei Berlin sich ihrer besonderen Fürsorge erfreut. Als Dr. Franziska Tiburtius und Dr. Lehmus eine Poliklinik für Frauen begründeten, richtete sie im Anschluß daran in ihrem Hause eine Krankenstation für arme, kranke Frauen ein. Sie war Mitbegründerin des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit und half das „Mägdehaus Börse“ begründen.

Dr. Franziska Tiburtius, deren Poliklinik, in die später noch ihre jüngere Kollegin Fräulein Dr. Bluhm eintrat, unendlich viel armen kranken Frauen zum Segen wurde, interessierte sich auch stark für die wissenschaftliche Ausbildung der Frauen. Sie begründete mit Helene Lange 1889 die ersten „Realkurse für Frauen“ in Berlin, die später in Gymnasialkurse umgewandelt wurden. Auch an der Gründung des Frauenklubs von 1900 — eines Klubs für die geistig und beruflich

arbeitende Frauenwelt — hatte Dr. Franziska Tiburtius starken Anteil und verwaltet noch heute das Amt der Vorsitzenden in ihm.

Dr. Franziska Tiburtius hat vor wenigen Jahren ihren sechzigsten Geburtstag und das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihrer ärztlichen Tätigkeit unter großer allgemeiner Teilnahme gefeiert.

Noch immer übt sie in alter Frische ihren Beruf aus, während Dr. Henriette Tiburtius sich seit einigen Jahren von der Praxis zurückgezogen hat, aber ihren Wohlfahrtschöpfungen nach wie vor ihr ungeteiltes Interesse zuwendet. Der Doppelname Tiburtius erfreut sich eines vollen Klanges in der deutschen Frauenwelt.

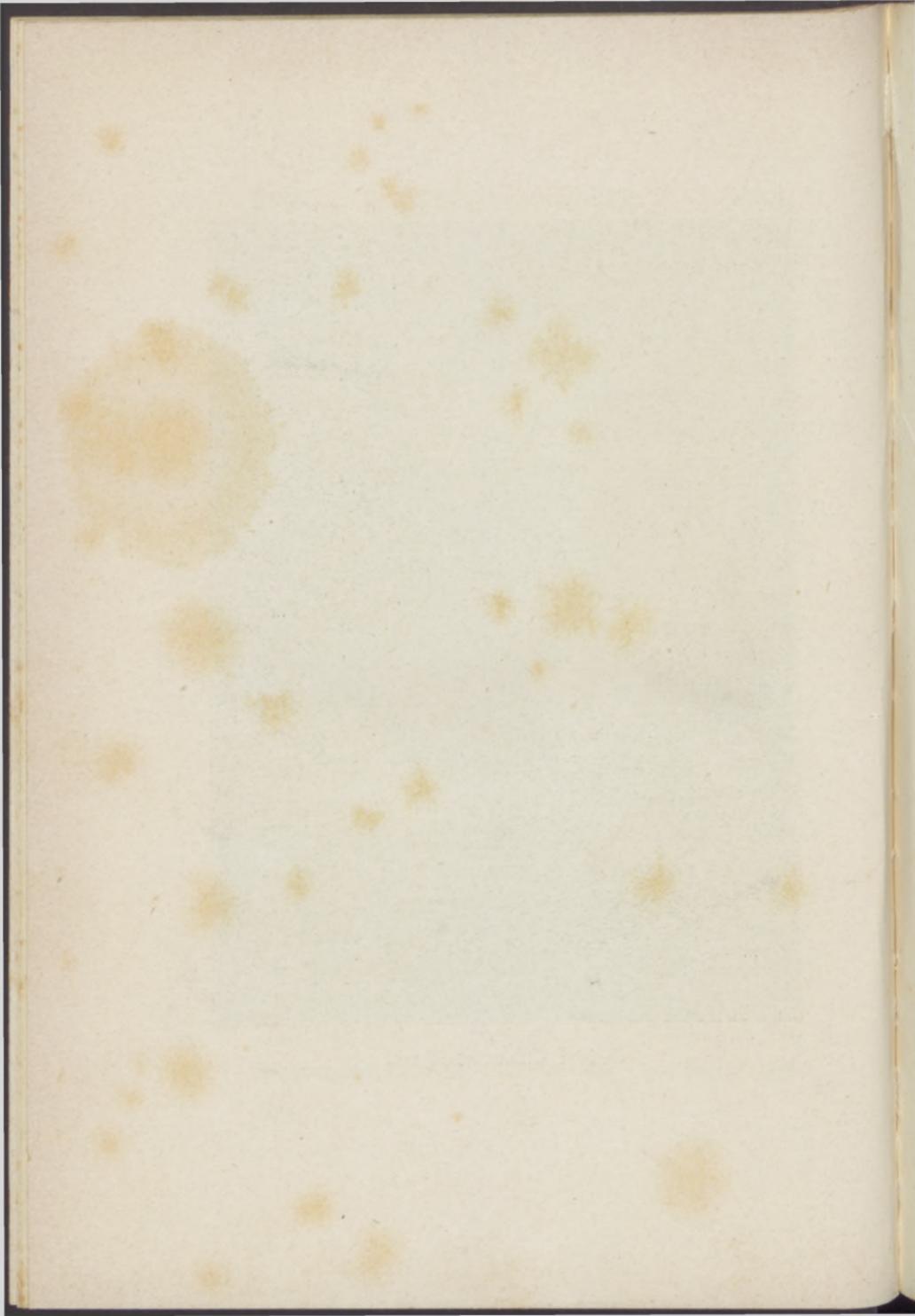




In den beiden ersten Jahrzehnten war die Frauenbewegung in ungehindertem Lauf von Sieg zu Sieg geschritten. Jeder neue Frauentag des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, die ja bekanntlich immer in einer anderen deutschen Stadt abgehalten wurden, hatte zur Bildung eines Lokalvereins geführt und die Schar der Anhänger erheblich vergrößert. Da trat zu Beginn der achtziger Jahre ein Umschwung ein — das allgemeine Interesse ließ nach; die Frauentage in Lübeck und Düsseldorf führten nicht mehr zu Vereinsbildungen, die Studienfrage rückte nicht vorwärts, mit der Arbeiterinnenfrage, für die Marianne Menzger immer wieder eintrat, wagte man aus politischen Gründen sich nicht recht zu befassen, die Rechtsfrage bot keine Aussichten auf Erfolge. Es war die Glanzzeit der Bismarckschen Ära, der gewaltige Wille des Mannes war bestimmend, lähmend legte er sich auf die Frauenbestrebungen. Unter der Herrschaft des



Gertrud Guillaume-Schack.



Sozialistengesetzes aber wurden alle freiheitlichen und reformerischen Bestrebungen mit Mißtrauen angesehen und als Sozialdemokratie von den Polizeiorganen bekämpft.

Da fiel mitten in diese stille Zeit das Auftreten einer Frau, die ein ganz neues Gebiet den Aufgaben der Frauenbewegung erschloß. Es war dies Frau Guillaume geborene Gräfin Schack, die Begründerin der Sittlichkeitsbewegung in Deutschland.

Nach einer frohen und freien Jugend, die sie im Schutze trefflicher Eltern auf dem Lande verlebte, vermählte sie sich mit dem jungen Künstler Guillaume, den sie auf einer Schweizer Reise kennen gelernt hatte. Sie folgte ihm nach Paris, aber er war ihrer nicht würdig und die Ehe wurde bald darauf getrennt.

In Paris wurde Frau Guillaume durch Pastor Fallot mit der Arbeit des „Britisch-Kontinentalen und allgemeinen Bundes“ bekannt gemacht. Die junge Frau sah plötzlich mit Entsetzen in eine Welt des furchtbarsten Jammers, der Rechtlosigkeit und des entsetzlichen Elendes, das sich in dem Worte „Reglementierung der Prostitution“ birgt. Der Bund fordert die Aufhebung der Sittenkontrolle der Polizei und der damit verbundenen ärztlichen Zwangsunter-

suchung, als einer Maßregel, die einen unerhörten Eingriff in die persönliche Freiheit bedeutet und weder der Ausbreitung ansteckender Krankheiten noch der Verbreitung des Lasters Einhalt tut, wohl aber die Rückkehr der gefallen Mädchen zu einem ordentlichen Leben erschwert, ja oft unmöglich macht und zudem durch die falsche Vorspiegelung einer Sicherheit, die nicht existiert, geradezu die Menschen zu Ausschweifungen verleitet. Frau Guillaume lernte bald darauf die tapfere Vorkämpferin dieser Bestrebungen, die Engländerin Josephine Butler, auf dem Kongreß des Bundes in Lüttich kennen. Sie schloß sich dieser Bewegung, die in England bereits große Erfolge errungen hatte, mit warmem Eifer an und beschloß, die Arbeit in Deutschland zu beginnen. Damit nahm diese mutige Frau ein unerhörtes Martyrium auf sich. Einen Zweigverein des Kontinentalen Bundes zu gründen, wie solches in der Schweiz, in Frankreich, in Belgien geschehen, erlaubte das preussische Vereinsgesetz nicht, so gründete Frau Guillaume einen neuen Verein, den „Kulturbund“, der seine Zentrale im Hause ihrer Eltern in Beuthen in Oberschlesien hatte.

Von hier aus trug sie die Propaganda durch ganz Deutschland. In Berlin wußte sie die

Führerinnen der Frauenbewegung, Frau Gina Morgenstern und Frau Dr. Henriette Tiburtius, für die Sache zu interessieren. Es wurden zahlreiche Versammlungen abgehalten, die meist sehr stark besucht waren. Man entsetzte sich über die bis dahin unbekannte Tatsache, daß Kinder von dreizehn und vierzehn Jahren in die Listen der Prostituierten eingeschrieben und daß bei keiner Minderjährigen die Eltern je benachrichtigt werden, daß ihr Kind das schändliche Gewerbe betreiben darf, solange sie den polizeilichen Vorschriften folgt; daß mithin dies das einzige Gewerbe ist, das Minderjährige ohne die Einwilligung der Eltern ausüben dürfen.

Anfangs kamen der Frau Guillaume die Behörden nicht unfreundlich entgegen. Als sie aber, wie dies ja unausbleiblich war, die Schäden des Polizeisystems darlegte, verwandelte sich dies Entgegenkommen in Haß und Verfolgung. Trotzdem Frau Guillaume durch ihre schlichte Würde und warmherzige Beredsamkeit den heiklen Gegenstand immer mit der äußersten Schicklichkeit zu behandeln wußte, begegnete sie doch überall feindseliger Zurückhaltung. Der Magistrat von Berlin entzog ihr den Rathausaal, die Berliner Gesellschaft fand es höchst anstößig, daß eine Frau sich mit dem Schicksal der Straßendirne beschäftige,

daß sie Dinge öffentlich verhandle, die kein Mann mit dem Finger anzurühren wage.

Der Tiburtius'sche Kreis machte der unerschrockenen Frau Henriette lebhaftest Vorwürfe, daß sie eine „solche Person“ einzuladen wage und eine Freundin in Stettin, an die Henriette Tiburtius Frau Guillaume empfohlen hatte, schrieb ihr nach deren Vortrag, „man müsse diese Frau ins Wasser werfen“.

Man hatte eben in Deutschland noch nicht angefangen, ernstlich über diese Dinge und ihren Zusammenhang mit den übrigen Kulturfragen nachzudenken. Engherzige Erziehung und falsche Brüderie ließen alles Heil in Totschweigen und Nichtwissenwollen sehen. Dazu war gerade auf diesem Gebiet das männliche Geschlecht Richter in eigener Sache und an Jahrtausende alten Vorrechten und Vorurteilen zu rütteln, erforderte eine Herkuleskraft.

Und doch zeigte die feine zarte Frau diese Kraft. Ehe die Ärzte daran gingen, die Öffentlichkeit aufzuklären, hat Frau Guillaume die schweren sittlichen und gesundheitlichen Schäden beleuchtet, welche das Gefolge der staatlichen Regelung des Lasters sind. In einigen Broschüren gab sie das Beste, was über die Sittlichkeitsbewegung gesagt werden konnte. Verkannt, ver-

heßt, verspottet, zog sie unermüdlich von Ort zu Ort. In Darmstadt wurde sie „wegen groben Unfugs“ unter Anklage gestellt, doch saß schließlich nicht sie, sondern die Sittenpolizei auf der Anklagebank und sie wurde frei gesprochen.

Da sie in Arbeiterkreisen mehr Verständnis fand, wandte sie sich immer mehr den Bestrebungen der Arbeiter zu und wurde am Ende überzeugte Sozialdemokratin. Sie hatte einsehen gelernt, daß die Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiterin das beste Kampfmittel gegen die Prostitution sei. Sie beteiligte sich an dem Kampfe gegen den Nähgarnzoll und da der früher von Luise Otto-Peters und Lina Morgenstern begründete Arbeiterinnenverein eingegangen war, so begründete sie nun in Berlin mit Frau Stägemann und Frau Hofmann einen „Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen“. Es kam dabei zu Streitigkeiten mit anderen Führerinnen der Frauenbewegung, die das politische Element ausgeschaltet wissen wollten. Zum erstenmal vollzog sich hier eine Spaltung in den Fraueninteressen und es begann die später so verhängnisvoll gewordene Trennung der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegung.

Frau Guillaume trat auch für die politische

Gleichberechtigung der Frauen ein. Einen Vortrag schloß sie mit den Worten: „Wenn die Frauen jetzt noch vom Wahlrecht ausgeschlossen sind, so ist es ihre Pflicht, auf ihre männlichen Angehörigen einzuwirken, daß nur solche Männer in den Reichstag gewählt werden, die für Gleichberechtigung der Frauen eintreten und ihnen zum mindesten nicht das Arbeitsrecht beschränken“.

Sie forderte die Arbeiterinnen auf, Protest gegen die im Reichstages geplante Beschränkung der Frauenarbeit in den Fabriken zu erheben und sandte eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Petition dagegen an den Reichstag.

Damals sah man eben noch in jeder Arbeitsbeschränkung eine Benachteiligung der Frau. Heute hat die deutsche Frauenbewegung längst gelernt, den Arbeiterinnenschutz als einen Segen anzusehen und fordert weitere Verkürzung des Arbeitstages für die Frauen und ausgedehnteren Mutterschutz. Dagegen halten die Frauenrechtlerinnen der romanischen Länder noch immer an dieser Abwehr jeder Beschränkung der Frauenarbeit fest, was im Grunde nichts anderes bedeutet als rücksichtslose Ausbeutung der Frauenkraft.

Frau Guillaume begründete in kurzer Zeit sechzehn Arbeiterinnenvereine, verlegte ihren

Wohnsitz nach Offenbach in Hessen und gab als Vereinsorgan eine Wochenschrift „Die Staatsbürgerin“ heraus.

Indessen fingen die Behörden an, auf die Arbeiterinnenbewegung aufmerksam zu werden. Die Arbeiterinnenvereine wurden als politische Vereine geschlossen, „Die Staatsbürgerin“ mußte ihr Erscheinen einstellen und Frau Guillaume, die durch ihre Heirat mit einem Schweizer das Heimatsrecht verloren hatte, wurde als „lästige Ausländerin“ ausgewiesen. Sie ging nach England, wo sie fortan ihren Wohnsitz nahm und von der Öffentlichkeit zurückgezogen lebte. Sie kam nach Deutschland nur noch, um ihre Eltern zu besuchen, jede öffentliche Wirksamkeit in ihrem Vaterlande war ihr fortan unmöglich gemacht. So endete 1886 die erste Etappe der Sittlichkeitsbewegung in Deutschland.

Frau Guillaume suchte und fand später Trost in der Theosophie. Sie machte ihr Haus zu einer Zufluchtsstätte für arme Waisenkinder, bis ein schweres Leiden sie niederzwang. 1903 ist die einsame Frau in England gestorben.

Im Jahre 1889 wurden die Sittlichkeitsbestrebungen von Frau Hanna Bieber-Böhm in Berlin aufs neue aufgenommen. So ernst nahm es diese Frau mit ihren Bestrebungen, daß

sie, eine begabte Malerin, ihrer Kunst entsagte, um sich ganz dieser sozialen Arbeit zu widmen. Sie gründete den Verein „Jugendschutz“, der einmal durch praktische Einrichtungen wie: Arbeiterinnen- und Refonvaleszentenheime, Rechtsschutz für unbemittelte Mädchen und Frauen, Kindergärten und Kinderhorte, Kinderschutz wie durch Vorträge und Verbreitung von Schriften zur Hebung des sittlichen Pflichtbewußtseins für die Erhöhung der Sittlichkeit wirken will.

Der Verein entfaltete eine sehr rege propagandistische Tätigkeit, viele seiner Eingaben an Behörden und parlamentarische Körperschaften fanden Berücksichtigung und schufen Abstellung einiger Mißstände. Die von der Vorsitzenden gemachten Vorschläge zur Anbahnung von Reformen auf sittlichem Gebiet wurden 1895 vom „Bund deutscher Frauenvereine“ als Anlage zu einer Petition gegen die Prostitution angenommen und dem Reichstage übersandt. Ebenso fand die vom Jugendschutz in Gemeinschaft mit 47 Frauenvereinen eingereichte Petition gegen die staatliche Protektion der Prostitution die Beachtung des Kaisers und des Ministers des Innern und übte entschieden einen Einfluß auf die Gestaltung des „Fürsorge-Erziehungsgesetzes“ aus.

Aber auch Frau Bieber mußte die Schwierig-

keit der Materie erfahren, mit der sie sich befaßte. Es hat ihr nicht an Anfeindungen und Verdächtigungen gefehlt und die Errungenschaften entsprachen nicht der Mühe des Kampfes. Auch ehrliche Widersacher schuf sich Frau Bieber dadurch, daß sie gesetzliche Bestrafung der Prostitution und Anzeigepflicht der Ärzte verlangte, Grundsätze, die Josephine Butler und der Internationale Bund verwirft, weil sie wieder nur die Frau einseitig treffen würden. Die Föderation verlangt Aufhebung der Reglementierung und Bestrafung nur im Falle des Mißbrauchs durch Zwang oder der Verführung Minderjähriger. Sie verwirft auch die Anzeigepflicht der Ärzte, die nur zur Vertuschung führen würde und sieht im Gegenteil das wirksamste Mittel zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in einer möglichst freien und humanen Behandlung der Kranken.

Es entstanden neuerdings in vielen deutschen Städten Zweigvereine der Föderation und eine Reihe tüchtiger Frauen, wie Anna Pappritz, Katharina Scheven, Lida Gustava Heymann stehen an ihrer Spitze. Auch Dr. Käthe Schirmacher und Maria Lischnewska kämpfen auf dem Sittlichkeitsgebiet. In München versuchte Ika Freudenberg die Organisation

der Kellnerinnen. Neuerdings wurden zwei Frauen, Anna Pappritz und Hanna Bieber, in den Vorstand der „Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ gewählt. Auch an dem Kampfe gegen den Mädchenhandel nehmen die Frauen lebhaft teil. Sehr langsam zwar, aber doch stetig geht der Vormarsch zu den Zielen: „Reinere Sittlichkeit“ und „Gleiche Moral für Mann und Weib“.

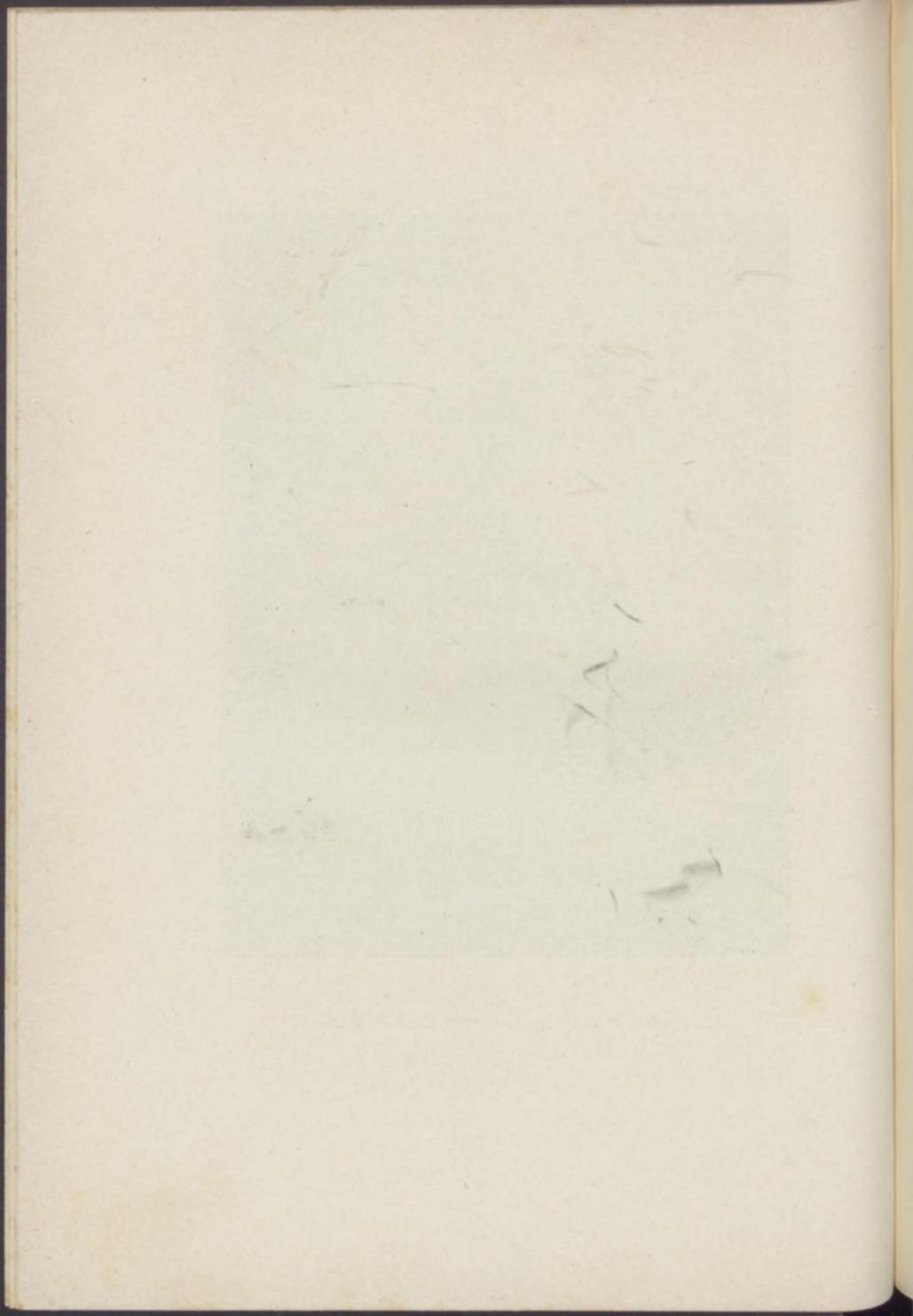
Eng verwandt mit den Sittlichkeitsbestrebungen ist die Abstinenzbewegung. Sie wird hauptsächlich vertreten durch Dittlie Hofmann in Bremen. Diese rührige Frau gründete den „Deutschen abstinenten Frauenbund“, der in mehreren deutschen Städten Zweigvereine hat. Sie richtete auch Volks- Kaffee- und Speisehäuser in Bremen ein und ist durch Propagandaschriften und Vorträge unablässig für die Enthaltenssache tätig. Das erste Asyl für Trinkerinnen gründete Berta Lungstrass in Bonn.

Der Bund deutscher Frauenvereine nahm bei seiner Gründung vor allem auf Veranlassung von Hanna Bieber die Mäßigkeitsfrage in sein Arbeitsprogramm auf. Als Abstinenzrednerin ist Frau Dr. Wegscheider-Ziegler besonders erfolgreich.

Im äußersten Osten wurde die Frauensache



Anna Simson



durch Marie Hecht in Tilsit aufs eifrigste gefördert. Marie Hecht schloß sich schon früh dem Allgemeinen deutschen Frauenverein an, gehörte zeitweilig zu seinem Vorstand und unterhielt enge freundschaftliche Beziehungen zu seinen Begründerinnen. Noch immer leitet die tätige Frauen von ihr begründeten Frauenverein in ihrer Vaterstadt. Auch auf dem letzten Bundestag in Nürnberg, im Oktober 1906, sah man die markante Gestalt der würdigen Führerin, die die weite Reise von Tilsit nach Nürnberg nicht gescheut hatte, um selber an den Verhandlungen teilzunehmen.

Zu den ältesten Vertreterinnen der Frauenbewegung in Schlesien gehört Anna Simson. 1835 als Tochter eines Beamten in Potsdam geboren, verlebte sie dort eine glückliche Jugend. Im Lehrerinnenseminar zu Breslau erhielt Anna Haberkern ihre weitere Ausbildung und Breslau wurde durch die Heirat mit Robert Simson ihre zweite Heimat. Bald nach ihrer Verheiratung trat sie in den Vorstand des von Frau Asch und Emma Laswiz gegründeten Kindergartensvereins ein, der Fröbels Ideen in Schlesien zu verbreiten suchte, Kindergärtnerinnen ausbildete und eine Anzahl Kindergärten unterhielt. Natürlich wurden auch die schlesischen Kindergärten von

dem Verdikt des preußischen Kultusministers betroffen und die mutigen Frauen hatten für ihre Ideen ebenso heftige Kämpfe mit der öffentlichen Meinung zu bestehen, wie heute die extremsten Frauenrechtlerinnen mit der Forderung des politischen Stimmrechts.

Da Anna Simsons Ehe kinderlos blieb, so wandte sich ihre reiche Mütterlichkeit dem weiten Gebiete der sozialen Arbeit zu, vielen tausend Frauen zum Segen. Durch die Schriften Luise Ottos und Fanny Lewalds war Anna Simson schon früh für die Frauenbewegung gewonnen worden und da sie das Glück hatte, einen Gatten zu besitzen, der ihre Bestrebungen mit ihr teilte, ihr bei all ihren Schöpfungen mit Rat und Tat zur Seite stand, so fand sie Raum und Gelegenheit, ihren lebhaften Geist und ihr ernstes Wollen in reichster Weise zu betätigen. Mit Hilfe ihres Gatten und einiger befreundeter Frauen gründete sie den Breslauer Frauenbildungsverein, der bedeutungsvoll für die Frauenbildung der ganzen Provinz wurde. Aus kleinen Anfängen heraus entwickelte er sich zur höchsten Blüte, und als er im Februar dieses Jahres sein vierzigjähriges Bestehen feierte, da gestaltete sich dieses festliche Ereignis zu einer Huldigung für seine Begründerin, die wenige Monate vorher in aller Stille

ihren siebenzigsten Geburtstag begangen hatte. Nicht allein der Oberpräsident der Provinz war gekommen ihr Glück zu wünschen, sondern ein Vertreter der Regierung brachte ihr mit dem Glückwunsch des Handelsministers auch das von der Kaiserin verliehene Frauenverdienstkreuz und der Vertreter des Breslauer Magistrats wies darauf hin, daß Frau Simsons Broschüre den ersten Anlaß zur Einführung der Schallensfeldschen Methode in den Handarbeitsunterricht gegeben habe und daß die städtischen Haushaltungs- und Kochschulen nach dem Vorbilde des Vereins in den städtischen Fortbildungsschulunterricht eingeführt seien. Der Frauenbildungsverein stellt in der That eine großartige sozialpädagogische Schöpfung dar. Er richtete zuerst eine Fortbildungsschule und Lehrkurse für kaufmännische Buchhaltung ein. Er bildet Handarbeits-, Turn- und Haushaltungslehrerinnen, Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen aus. Er unterhält eine Seherinnenschule, eine photographische Lehranstalt, Samariterkurse usw. Unter Anna Simsons unermüdlicher Leitung nahm die Zahl seiner Schülerinnen von Jahr zu Jahr zu.

Auch sonst machte sich Anna Simson ums Wohl der ärmeren Bevölkerung verdient, indem sie ein Brausebad und eine Volksbiblio-

thel einrichtete und die Kochkisten zu verbreiten strebte.

Neuerdings ist der Unermüdblichen in Frau Marie Wegener, der Vorsitzenden des Schlesischen Frauenverbandes, eine treffliche Mitarbeiterin erwachsen, die das in Schlesien begonnene Werk einer immer höheren Blüte entgegensührt.

Aber auch an den großen Fragen der Frauenbewegung nahm Anna Simson den regsten Anteil. Sie trat gleich nach Begründung dem Kulturbund der Frau Guillaume-Schack bei und befürwortete später die Aufnahme der Sittlichkeitsarbeit durch den Bund deutscher Frauenvereine.

Ihre größte organisatorische Tat war die Anregung zur Begründung des Bundes deutscher Frauenvereine, zu der sie mit Auguste Förster und Hanna Bieber die Initiative ergriff. Die drei Frauen waren als Delegierte des Allgemeinen deutschen Frauenvereins zu dem während der Weltausstellung in Chicago tagenden Internationalen Frauenkongress entsandt worden. Hier lernten sie den 1891 gegründeten „Nationalen Frauenbund“ Amerikas kennen. Auf der Rückreise entwarfen sie den Plan zu einem ähnlichen Zusammenschluß der in Deutschland zahlreich entstandenen Frauenvereine. Ein Komitee unter Auguste Schmidt versandte

einen Aufruf an alle gemeinnützigen Frauenvereine, und im März 1894 konstituierte sich der Bund. 34 Vereine, die so ziemlich alle Richtungen und Interessengruppen der deutschen bürgerlichen Frauenbewegung repräsentierten, traten ihm sofort bei, darunter einige Vereine von großer lokaler Bedeutung, wie der Verein „Frauenwohl-Nürnberg“, den Helene von Forster, und der „Verein für Fraueninteressen“ in München, den Ska Freudenberg in trefflichster Weise leiteten.

Auch der Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen“, eine der größten Fachorganisationen mit 3700 Mitgliedern, schloß sich dem Bunde an. Der Zweck dieses 1894 von Elisabeth Schneider und Maria Wischniewska gegründeten sehr rührigen Vereins ist Pflege der Volksschule, Unterstützung der in ihren Kreis fallenden sozialen Bestrebungen, Förderung der Interessen der Volksschullehrerinnen, und er hat sich all diesen Aufgaben mit Eifer und Erfolg gewidmet.

Die Frauenbildungsreformvereine hielten sich ihrem Prinzip getreu zurück, traten aber nach einem Vorstandswechsel nach einem Jahre bei. Ganz draußen blieben die Vaterländischen Frauenvereine vom Roten Kreuz, die durch die Kaiserin Augusta und die Großherzogin Luise von Baden zu hoher Blüte gebracht, ihre

eigene Landesorganisation haben. Auch die neuerdings entstandenen konfessionellen Vereinigungen wie der Evangelische Frauenbund unter Vorsitz von Paula Mueller, der Bund katholischer Frauenvereine und der Bund israelitischer Frauenvereine gehören dem Bund deutscher Frauenvereine nicht an.

Die sozialdemokratischen Vereine mußte man als politische Vereine ausschließen, da die Vereinsgesetze der meisten Bundesstaaten den Frauen die Teilnahme an politischen Vereinen verbietet, doch betonte man, daß unpolitische Arbeiterinnenvereine dem Bunde jederzeit von Herzen willkommen sein würden.

Vier Frauen, die diesen Standpunkt nicht teilten, Lina Morgenstern, Minna Cauer, Lily von Gizycki (Frau Braun) und Frau Gebauer erließen dagegen einen öffentlichen Protest.

Als Vorstand des Bundes wurden gewählt: Auguste Schmidt als erste Vorsitzende, Anna Schepeler-Lette als zweite Vorsitzende, ferner Anna Simson, Hanna Bieber-Böhm, Auguste Förster, Helene von Forster, Ottilie Hoffmann, Helene Lange und Betty Raue; auf der Generalversammlung von 1896 wurden noch Jeanette Schwerin und Marie Stritt hinzugewählt. 1905 umfaßte

der Bund bereits 193 Verbände und Einzelvereine mit mehr als 100 000 Mitgliedern. 1897 trat der Bund dem 1888 in Washington gegründeten Frauenweltbunde bei, dem 19 große Nationalverbände angehören, die in den verschiedenen Kulturländern von Frauenvereinen aller Richtungen, die eine Hebung des weiblichen Geschlechts und Förderung des Gemeinwohls erstreben, begründet wurden und zusammen etwa sieben Millionen Frauen umfassen.

Der Bund deutscher Frauenvereine will zwischen all den verschiedenen Arbeitsgebieten der so vielgestaltigen Einzelvereine einen inneren Zusammenhang herbeiführen und die zersplitterten Kräfte für große gemeinsame Aufgaben sammeln. Zum Grundsatz des Vorgehens wurde es gleich anfangs gemacht, daß nur das als gemeinsame Bundesarbeit anzugreifen sei, zu dem alle von Herzen ihre Zustimmung geben könnten. Es wurden nach und nach acht verschiedene Kommissionen gegründet: für Rechtsfragen, für Gewerbeaufsicht, für Hebung der Sittlichkeit, für Mäßigkeitsbestrebungen, für Erziehungswesen, für Organisation der Handlungsgehilfinnen, für Erwerbstätigkeit und für Kinderschutz.

Die erste große Aktion entfaltete der Bund bei Gelegenheit der zweiten Lesung des Entwurfs

des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs. Die Frauen waren sehr wenig befriedigt von den geringen Verbesserungen ihrer rechtlichen Stellung und so verfaßten Auguste Schmidt und Henriette Goldschmidt 1895 im Namen der damals 50 000 Mitglieder des Bundes eine Petition an den Reichstag, die eine Zusammenstellung der von den Frauen vorgeschlagenen Abänderungen enthielt. Vorher hatte die Rechtskommission schon eine mit 25 000 Unterschriften bedeckte Resolution an den Reichstag gesandt.

Im Mai 1896 wurde durch Agitationsreisen und Vorträge sowie Verbreitung von Broschüren durch die Mitglieder der Rechtskommission Dr. Anita Augspurg, Sera Broelß, Marie Stritt noch einmal ein Vorstoß gewagt und abermals 25 000 Unterschriften für eine Resolution gesammelt. Und als dann auch diese Einwirkung spurlos vorüberging und die Annahme des Gesetzes den Frauen außer der Zulassung zur Vormundschaft keinen Rechtszuwachs brachte, da gaben die Frauen in jener imposanten Protestversammlung am 29. Juni im Konzerthause zu Berlin, in der Vertreterinnen der verschiedensten Richtungen aus allen Teilen Deutschlands zu Worte kamen, zum erstenmale in geschlossener Einheit ihrem starken Willen Ausdruck.

In gleicher Weise nahmen die Frauen in den nächsten Jahren zum Volksschulgesetz, zur Zucht-
hausvorlage, zur Haager Friedenskonferenz, zur
Flottenvorlage, zur Ley Heinze, zum Zolltarif,
zur neuen Vorlage des Schulunterhaltungsge-
setzes und zur Reform der höheren Mädchen-
schule Stellung.

Anna Simson hatte in ihrer Schrift „Was
der Bund will und was er nicht will“ zuerst
eine klare Orientierung über sein Wesen und
seine Ziele gegeben. Sie nahm wesentlichen An-
teil an der Formulierung seiner Satzungen und
leistete zuerst als Schatzmeisterin, dann sieben
Jahre lang als zweite Vorsitzende eine große
Summe von Arbeit für den Bund, für den ge-
rade in der ersten kritischen Zeit ihre seltene
Pflichttreue, ihre Gerechtigkeit und Duldsamkeit
von unschätzbarem Werte waren. In Anna
Simson besitzen wir noch einen der Grund- und
Stützpfeiler der deutschen Frauenbewegung.

Auch der „Schlesische Frauenbund“, die Pro-
vinzialabteilung des Bundes, verdankt seinen Zu-
sammenschluß zu großem Teile der lebhaften
Förderung Anna Simsons. Die alljährlich zu
seiner Generalversammlung herbeiströmenden jun-
gen Frauen der Provinz finden in allen Frauen-
fragen in ihr die liebevollste Beraterin. Vor

einigen Jahren hat der Tod ihre ideale Ehe getrennt; Anna Simson widmet dem Gatten das Andenken rührender Treue. Ihre Liebe zu ihm und ihre seltene Bescheidenheit kommen in den Worten zum Ausdruck, die sie mir kürzlich schrieb: „Es ist mir lieber, wenn von meinem Lebenswerke gesprochen wird als von mir, denn das hat mein geliebter Mann mit mir geteilt, nachdem er mich sozial denken gelehrt hat“.





Die Beteiligung der Frau am Kommunal-
dienst war schon von den Begründerinnen
der Frauenbewegung als Ziel ins Auge
gefaßt worden. Wenn auch mit aller Vorsicht war
von Luise Otto öfters in den „Neuen Bahnen“
über die Teilnahme der Frauen an der Gemeinde-
verwaltung in Amerika und England berichtet wor-
den, ja auf der Generalversammlung des A. D. F. B.
1868 hatte Henriette Goldschmidt diese Frage zum
erstenmal in einem Vortrage behandelt und für
die Frauen amtliche Zulassung zur Armen- und
Waisepflege und anderen städtischen Ämtern
verlangt. „Wir haben Väter der Stadt,
wo bleiben die Mütter?“ fragte sie.

Aber diese Frage blieb unbeantwortet und
man kam vorläufig über die theoretischen Er-
wägungen nicht hinaus. Das Verdienst, das
Feld kommunaler und sozialpolitischer Wirksamkeit
den Frauen erschlossen zu haben, gebührt einer
Frau, die nur sieben Jahre lang — von 1892

bis 1899 — der deutschen Frauenbewegung angehörte und ihr doch für dieses Gebiet dauernd den Stempel ihres Wesens aufdrückte: Jeannette Schwerin.

In ihr tritt uns zum erstenmale der Typus der neuen Frau in vollendeter Entwicklung entgegen. Die Traditionen eines von hohem Geiste durchwehten Elternhauses, die ungehemmte Entfaltung ihres reichen und tiefen Wesens machten sie zu jener edlen Persönlichkeit, deren Weisheit und Güte, deren starkes Wollen und weites soziales Empfinden für viele ihrer Zeitgenossen wegweisend und Richtung gebend geworden ist.

Jeannette wurde 1852 in Berlin als die Tochter des Dr. Abarbanell, eines aus einer bekannten, an hervorragenden Persönlichkeiten reichen jüdischen Familie geboren. Dr. Abarbanell nahm an der politischen Bewegung des Jahres 1848 starken persönlichen Anteil und war der Mitbegründer des Berliner Handwerkervereins, den er viele Jahre bis zu seinem Tode leitete. Obgleich der Vater starb als Jeannette erst vierzehn Jahre alt war, ist der Einfluß seiner starken Persönlichkeit doch ihr Leben lang für sie bestimmend geblieben.

Von der feinsinnigen Mutter, die eine treffliche Erzieherin war, erbt sie die Güte und das

starke Verantwortlichkeitsgefühl, das sie zu unablässiger Arbeit an sich selber drängte.

Jeannette war eine geborene Autodidaktin. Ohne systematischen Unterricht zu erhalten, konnte sie mit vier Jahren fließend lesen. Als sie sieben Jahre alt war, holte sie sich in einer unbewachten Stunde Schillers Gedichte aus des Vaters Bücherschrank und begann sie wahllos auswendig zu lernen. Als sie nun bei einer Kaffeegesellschaft mit ihren Kenntnissen glänzen und etwas auf-sagen sollte, rezitierte sie zum Schrecken der Mutter die „Kindesmörderin“. Die Privatschule, die sie nun besuchte, befriedigte das tiefgründige Wesen des Mädchens nicht, so sehr man auch hier die glänzenden Leistungen der begabten Schülerin bewunderte. Auf Anraten ihres Lehrers, des trefflichen Pädagogen Dr. Goldbeck, verließ Jeannette vorzeitig die erste Klasse und bildete sich mit seiner Hilfe selber weiter. Sie las die Bücher, die er ihr auswählte, machte Auszüge daraus und schrieb ihr Urtheil über das Gelesene für ihn nieder. Aus dieser Gewohnheit, mit der Feder in der Hand zu lesen, kam ihr die klassische Beherrschung des Ausdrucks, der später ihren Vorträgen einen so seltenen Zauber lieh. Jeannette Schwerin sprach immer frei, und gleichviel ob sie sich die Gedanken vorher zurechtgelegt hatte oder

vom Impuls des Augenblicks fortgerissen aus dem Stegreif sprach, immer zwang sie die Hörer in ihren Bann. Jeder beugte sich dem starken Eindruck ihrer Persönlichkeit und oft genügten einige Worte von ihr, um die erregt und persönlich gewordene Debatte wieder in ruhige Bahnen zu lenken und über den Streit der Meinungen hinweg die Brücke des Verständnisses zu schlagen.

Die Interessen der jungen Jeannette lagen auf rein schöngeistigem Gebiet. Ihr Elternhaus war der Mittelpunkt eines Kreises geistig hochstehender Menschen, auch die hier verkehrende Jugend wurde durch tiefere geistige Interessen vereint. So hat die eine ihrer Freundinnen, Karoline Michaelis, sich später den Ruhm einer hervorragenden Gelehrten und Sprachforscherin erworben, die andere, Helene Lange, die Führerschaft in der deutschen Frauenbewegung namentlich auf dem Gebiete der Frauenbildung übernommen.

Durch ihre Mutter wurde Jeannette in die damals übliche Wohltätigkeit eingeführt. Aber das junge Mädchen fühlte sich nicht davon befriedigt, und mit ihrer strengen Selbstkritik nannte Jeannette später diesen Beginn ihrer sozialen Arbeit „primitiv und gedankenlos“.

Raum zwanzigjährig verheiratete sich Jeannette Albarbanell mit dem praktischen Arzte Dr.

Schwerin und bildete sich nun ihren eigenen Kreis, der immer wachsend von ihr Belebung und Wärme empfang. Die Ehe gestaltete sich zu einem wundervoll harmonischen Zusammenleben, da Dr. Schwerin durchaus die idealen Anschauungen seiner Gattin theilte. Sein praktischer Beruf aber machte sie nun mit den realen Seiten des Lebens bekannt, die ihr bis dahin ferner gelegen hatten.

In den ersten Jahren ihrer Ehe, in denen sie durch die Kränklichkeit ihres Kindes und ihre Hausfrauenpflichten viel an das Haus gefesselt war, machte sie sich durch gründliche Studien mit den Werken der Geistesheroen der verschiedensten Zeiten und Völker bekannt und studierte auf Anregung ihres Gatten Geschichte und Nationalökonomie. Das verlieh ihrem Geiste die strenge Schulung und universelle Bildung, die es ihr später ermöglichten, ihr Wirken über den Rahmen des Hauses auf Gemeinde und Staat auszudehnen. Die Schätze ihres Gemüthes gab sie Mann und Kind und einem reichen Freundeskreise.

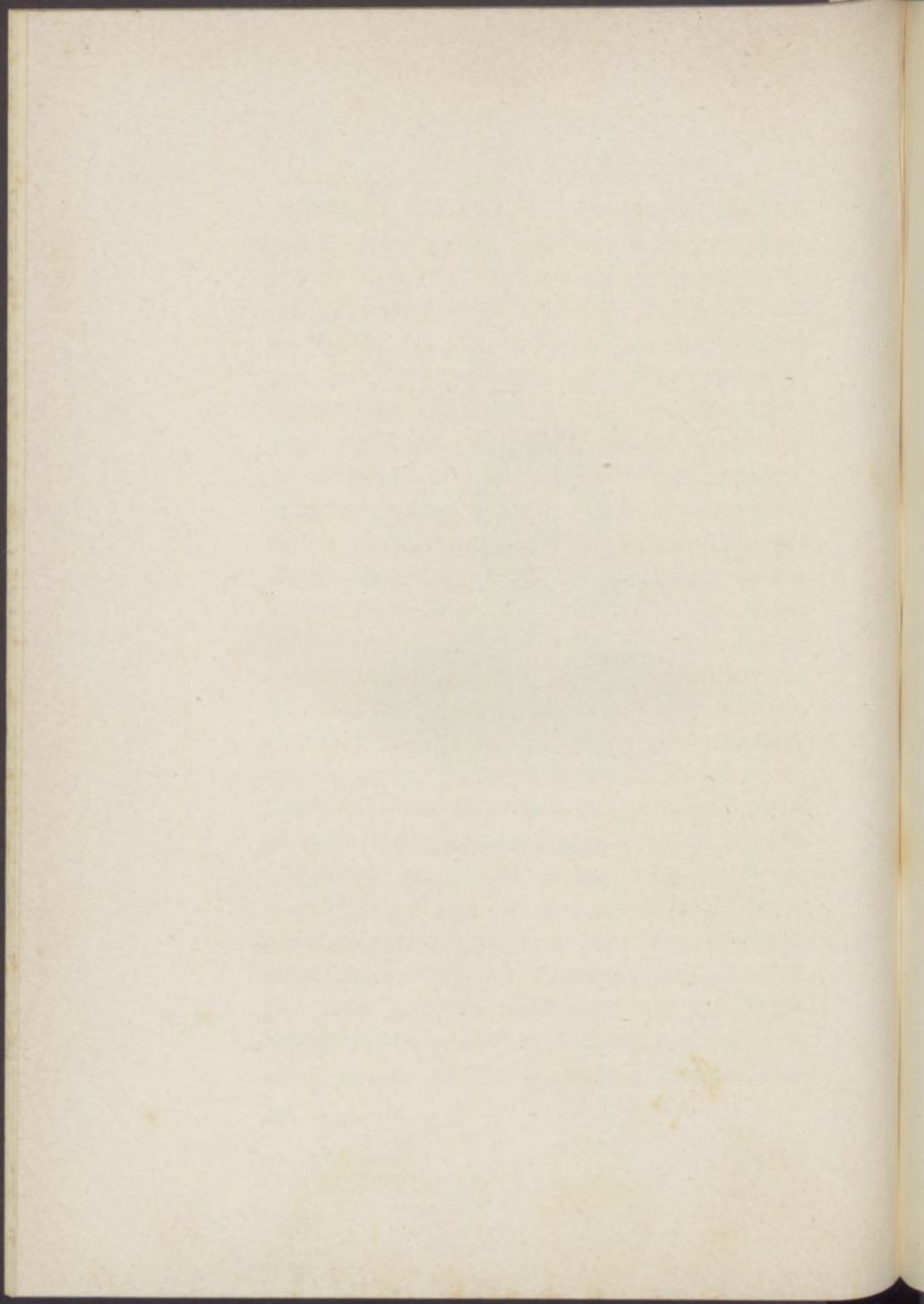
Erst als ihr Sohn erwachsen war und ein Theil ihrer Kraft dadurch frei wurde, wandte sie sich dem öffentlichen Leben zu. Zögernd und mit einer gewissen Scheu. Ihre klugen Augen hatten im Vereinsleben zu viel Mängel und Schäden

entdeckt; überall schreckte sie der schwerfällige Verwaltungsapparat ab, der so viel Kraft verbrauchte, um oft so geringe Resultate zu zeitigen.

Da bewog sie die Gründung der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“, an der ihr Gatte und sie Anteil nahmen, ihre Vereinscheu zu überwinden. Jeannettens tief religiöse Natur hatte oft unter den konfessionellen Spaltungen der Menschen gelitten. Sie hielt das Judentum, dem sie angehörte, hoch, hatte aber ebenfalls warme Sympathien für die Sittenlehre des Christentums und war innerlich über jedes Dogma hinausgewachsen. In der Hingabe an ethische Bestrebungen glaubte sie ein Bindemittel für die konfessionelle Zerrissenheit unseres Volkes und ein Gegengewicht gegen den durch die schweren wirtschaftlichen Kämpfe der Zeit bedingten Materialismus zu finden. Sie schloß sich der neuen Gesellschaft mit Feuereifer an; bald gehörte sie zu ihren führenden Geistern. „Durch die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur“, schrieb sie an einen Freund, „hat sich mir ein neues Feld der Betätigung erschlossen, auf dem ich mich wohl fühle, weil es meiner Begabung entspricht und weil man mir mit Sympathie und Vertrauen entgegenkommt. Was dort von mir verlangt wird, leiste ich ohne jede Anstrengung, so mühelos, daß



Jeanette Schiwerin



ich selbst keinen Wert darauf legen kann". Auch an Moritz von Egidy schloß sich Jeannette Schwerin zu dieser Zeit freundschaftlich an.

Aber Jeannette wollte nicht nur ethische Probleme durchdenken und sie im kleinen Kreise erörtern, sie wollte vor allem Ethik in Taten umsetzen. So gründete sie 1893 die „Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“, die auf sozialpolitischer Basis eine Reform der gesamten Armenpflege anbahnen wollte. Jeannette Schwerin stellte den Leitsatz auf: „nicht Wohltat sondern Wohlfahrt, und für diese zu sorgen ist nicht Gnade, sondern Pflicht der Bessergestellten“.

Die praktische Frau erkannte, daß weder der Hilfesuchende noch der Hilfsbereite sich unter dem Vielerlei der privaten und öffentlichen Wohltätigkeit und ihren für den Spezialfall in Betracht kommenden Einrichtungen zurecht finden könne. Sie sammelte und ordnete deshalb sorgfältig das Material über die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins, das die Grundlage zu dem später von ihren Mitarbeitern herausgegebenen „Auskunftsbuch“ bildete. Ein unentbehrliches Hilfsbuch für alle, die in Berlin soziale Arbeit leisten wollen und in seiner Anlage vielfach von anderen Städten nachgeahmt. Auf Grund dieser Tatsachen wurde

in der Auskunftsstelle Rat erteilt: in welcher Weise erläutern am besten ihre eignen Worte, mit den denen sie einen Bericht darüber begann: „Der Hilfesuchende sollte die Empfindung haben, hier kannst du einmal alles sagen, was dich bedrückt, man versteht dich, man wird dir zu helfen wissen. Das Gefühl der Verlassenheit, unter dem so viele Arme leiden, es sollte schon durch freundlichen Zuspruch schwinden und ein Vertrauen gezeitigt werden, das die notwendige Grundlage in den Beziehungen zwischen Helfenden und Hilfesuchenden bildet.“

Immer mehr hatte Jeannette Schwerin dieses Werk ausgebaut und mit einer Schar selbstloser Mitarbeiter, die sie verehrten und ihr vertrauensvoll folgten, die Reorganisation der Berliner Wohlfahrtsbestrebungen begonnen. In dem meisten unsrer großartigen Wohlfahrtsorganisationen ist noch heute ihr Geist und ihre glücklich ordnende Hand zu spüren.

Durch den von ihrem Vater mitbegründeten, später von ihrem Gatten geleiteten Handwerkerverein mit dem Wert der Volksbildung vertraut gemacht, nahm sie an der Begründung der von der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur errichteten ersten öffentlichen Lesehalle in Berlin überaus tätigen Anteil.

Um das darbenende Gemüt des Großstadtkindes mit Freude an der Natur zu erfüllen, regte sie den „Verein zur Förderung der Blumenpflege unter den Schulkindern“ an. Um den ärmsten Frauen die Last des Wochenbetts zu erleichtern, ihnen den geringen Rest von Lebensmut zu erhalten, richtete sie nach Frankfurter Muster die im Anschluß an den Berliner Frauenverein arbeitende „Hauspflege“ ein, die eine Quelle des Segens für zahllose Familien geworden ist.

Als im Herbst 1893 im Schoße des Vereins „Frauenwohl“ durch Frau Cauer die „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit“ gegründet wurden, trat sie aufdringendes Bitten der Freunde dem Komitee bei. Anfangs mit schwerem Bedenken, denn nichts hielt sie für gefährlicher als Dilettantenarbeit auf dem so wichtigen und so schwierigen sozialen Gebiet. Aber ihr pädagogisches Geschick überwand bald alle Hindernisse. Sie suchte als Vorsitzende der Gruppen persönliche Fühlung mit den Mitgliedern und opferte einen großen Teil ihrer Zeit für ihren theoretischen Unterricht in der Armen- und Wohlfahrtspflege. Sie hielt vor ihnen ihren ersten Vortragskursus über „Frauenpflichten im Haus und in der Gemeinde“, dem in den nächsten Jahren in verschiedensten Kreisen und Anstalten

andere Vortragszyklen über „Armen- und Wohlfahrtspflege“ folgten. So erzog sie die Frauen systematisch für die soziale Arbeit, und viele der jetzt im öffentlichen Leben wirkenden Frauen, vor allem Dr. Alice Salomon, sind aus ihrer Schulung hervorgegangen. Aus jedem wußte sie das Beste herauszuholen. So schrieb sie einmal über das Verhältnis zu ihren Schülerinnen: „Auf Menschen zu hören, ihren feinsten Seelenbedürfnissen entgegen zu kommen und sie durch die Atmosphäre der Sympathie, in die sie sich versetzt fühlen, zu fördern, so gestalte ich, so bilde ich Menschen und halte mich an Schillers Wort:

Jedwem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigentümliche, und zieht sie groß.
Läßt jeden ganz das bleiben, was er ist.

Auf dem Umweg über die Armen- und Wohlfahrtspflege kam Jeannette Schwerin zur Frauenfrage. Ihre Studien über die historische Entwicklung der Armenpflege ließen es sie als eine starke Ungerechtigkeit empfinden, daß man der Frau auch auf einem Gebiete, auf dem sie von altersher Großes geleistet hatte, alle Rechte versagte und sie stets auf die Arbeit in der privaten Wohltätigkeit verwies, während doch nur eine mit der Autorität des Gesetzes ausgestattete Hilfe wirkliche Besserung bringen konnte.

Auf die Rechtlosigkeit der Frau im Familienrecht wurde sie durch ihre praktische Armenpflege aufmerksam. Sie begann nun eine eifrige Propaganda in Wort und Schrift für den Eintritt der Frau in die öffentliche Armenpflege, und ihrem zielbewußten Eintreten, wie ihrer schlagenden Beweisführung gelang es, die ersten Erfolge auf diesem Gebiete zu erringen. Ihre Gedanken fanden bei vielen Männern und Frauen in allen Teilen Deutschlands Eingang und in vielen Städten hat man angefangen, die Forderung in die Tat umzusetzen.

Bei einer Studienreise nach England wurde sie mit den Führerinnen der Stimmrechtsbewegung vertraut und seitdem sah sie in der politischen Gleichberechtigung das Endziel der Frauenbewegung. Sie setzte fortan ihre Arbeitskraft für die Gebiete ein, die diesem Ziele näher zu bringen versprochen.

Freilich wünschte sie die Frauenbewegung in politischer Beziehung von jeder Parteirichtung fern zu halten. Sie sollte ein neues sittliches Moment in die Kulturentwicklung tragen durch die Forderungen der Achtung vor den Frauen und der Gerechtigkeit.

So trat sie auch bei ihrem Eintreten für die Arbeiterinnen wiederholt mit der Sozialdemo-

tratie in Verbindung, ohne sich auf die Partei-
gegensätze einzulassen. Sie suchte die gemeinsamen
Arbeitsgebiete auf und sie war die einzige bürger-
liche Frau, der die Sozialdemokraten mit Ver-
trauen entgegenkamen und die sie als „Arbeiterin“
hochschätzten. Sie versuchte mit klarem Blick auf
den Gebieten, die allen Frauen gemeinsam sind,
soziale Reformen anzubahnen. Von der Auskunfts-
stelle aus bekämpfte sie die gewerbliche Kinder-
arbeit. Sie trat für die Arbeiterschutzesetzgebung
ein und wollte neben die Staatshilfe Selbsthilfe
durch Organisation der Arbeiterinnen gestellt
wissen. Sie war selbst Mitglied einer Gewerk-
schaft und hielt häufig Vorträge in Gewerk-
schaften und Gewerksvereinen. Sie nahm tätigen
Anteil an dem Konfektionsstreik von 1896 und
wußte auch die Frauenkreise dafür zu inter-
essieren. Sie fand, daß der „wirtschaftliche
und sittliche Mensch eins sind“. Darum
sollte jedem ein menschenwürdiges Dasein ge-
schaffen werden. „Gerade die Frauen sind aber
dazu berufen, diesen ethischen Grundgedanken auf
der ganzen Linie moderner Entwicklung zur Gel-
tung zu bringen.“

Jeannette Schwerin richtete in Berlin Kurse
zur Ausbildung für Gewerbeinspektorinnen ein,
und regte in München zu solchen an und ihren

Petitionen bei Regierungen und Behörden, ihren trefflich durchdachten Vorträgen und ihrer uner= mündlichen Propaganda sind zum großen Teil die endliche Anstellung der Fabrikinspektorinnen zu= zuschreiben.

Im Bund deutscher Frauenvereine, in dessen Vorstand sie bald nach der Gründung eintrat, führte sie den Vorsitz in der Kommission für Arbeiterinnenschutz; sie gab hier die Anregung zu Untersuchungen über die wirtschaftliche Lage der Arbeiterinnen in einzelnen Gewerben. Die Sach= kenntnis war ihr die Grundbedingung für Er= langung sozialpolitischer Gesichtspunkte wie sie für die sozialen Kämpfe unsrer Zeit notwendig sind. Später sind solche Enqueten von Gertrud Dyhrenfurth, Elisabeth Gnauck-Rühne, Oda Olberg, Helene Simon, Adele Gerhard, Henriette Fürth, Klara Zetkin, Lily Braun und Alice Salomon teils wissenschaftlich, teils propagandistisch be= arbeitet worden und dadurch für die Auffassung der Arbeiterinnenfrage ein ganz neues Moment gewonnen worden.

Ein Versuch zur Klärung der Frage nach der Möglichkeit der Verbindung von Beruf und Ehe ist das Buch „Mutterschaft und geistige Arbeit“ von Adele Gerhard und Helene Simon. Eine Enquete, die freilich die Schluß=

folgerung dem Leser überläßt. Tiefgreifender hat dies Problem neuerdings die feinsinnige Marianne Weber-Heideberg behandelt, die diese Kulturfrage vom volkswirtschaftlichen wie vom rein menschlichen Standpunkt aus zu lösen versucht.

Neben all der praktischen Arbeit leistete Jeannette Schwerin in den letzten Jahren eine große Agitationstätigkeit, sie hielt in ganz Deutschland Vorträge über Fragen der Armenpflege wie der Sozialreform. Sie war die erste Frau, die in politischen Vereinen als Rednerin auftrat.

Überall wohin sie kam, gewann ihre Schlichtheit und Freundlichkeit, ihre zwingende Beredsamkeit ihr die Herzen. Auch in der Frauenbewegung vertrat sie das einigende Element, wußte sie die Schärfen zu mildern, die widerstrebenden Geister zum Dienst an der gemeinsamen Sache zu einen. Kurz vor ihrem Tode begründete sie das „Zentralblatt deutscher Frauenvereine“ und übernahm seine Leitung. Wenn man von edler Weiblichkeit spricht, so kann man diese Frau als Muster hinstellen, denn sie hatte bei all ihrem klugen Verstand die tiefe Güte, die Reinheit der Gesinnung und die selbstlose Aufopferungsfähigkeit, die man unter diesem Begriff zusammenfaßt. Kurz war ihr Leben nur — sie

stand erst in der Mitte der Bierzig, als sie an den Folgen einer Operation plötzlich starb — aber reich an Inhalt und mit der Größe ihrer Gedanken wie mit der selbstsicheren Kraft ihres Tuns hat sie vielen Nachstrebenden die Wege gewiesen.

Als Jeannette Schwerin in die Gruft gesenkt wurde, da riefen ihr Männer und Frauen aus allen Kreisen, Ständen und Parteien das Abschiedswort nach, zum erstenmal senkten sich die Banner der politischen Vereine über einer Frauengruft und alle fühlten es, die, die dort unten lag, war die erste Frau, die ihre Bürgerpflichten voll erkannt und erfüllt hatte — die erste Staatsbürgerin im vollen Sinne des Wortes.





Die Grundlage der gesamten deutschen Frauenbewegung war der Ruf nach Bildung gewesen. Immer hatten die edelsten unter den Führerinnen sie davor bewahrt, zur reinen Brotfrage herabzusinken, immer hatten die Besonnenen gewarnt, eher Rechte zu verlangen, ehe die genügende Ausbildung zur besten Erfüllung der damit verbundenen Pflichten gewährleistet sei. Dieses Bildungsstreben zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Frauenbewegung, und selbst heute, nach vierzig Jahren, werden auf diesem Gebiete bei Gelegenheit der Umgestaltung des Mädchenschulwesens noch die heißesten Kämpfe ausgefochten.

Waren Auguste Schmidt und Marie Calm ganz besonders warm für diese Bildungsziele eingetreten, hatten Luise Büchner und Mathilde Weber auch praktische Erfolge auf diesem Gebiete errungen, so erscheint fortan als Trägerin dieser Bestrebungen besonders eine Frau, von deren

starkem Willen und hohem Intellekt die schöpferischen Gedanken einer Neugestaltung der Frauenbildung zum größten Teile ausgingen, Helene Lange. Sie erfaß in der vertieften, den Anforderungen der modernen Zeit angepaßten Frauenbildung, den Kern- und Wesenspunkt aller Höherentwicklung der Frau. Sie war überzeugt, ewigen und göttlichen Zwecken zu dienen, wenn sie dazu beitrug, den Funken der Vernunft auch im Weibe heller anzufachen. Sie wußte, daß die Frau nur zur vollen Entfaltung der ihr eigentümlichen Gaben und Kräfte gelangen könne, wenn sie logisch denken lerne. Um das zu können, mußte sie aber ungehindert am Born der Wissenschaft schöpfen dürfen wie der Mann. Ihre Erziehung, ihre Bildung aber sollte hauptsächlich in Frauenhand gelegt sein, weil nur die Frau ganz die Psyche des Mädchens verstehen und ihre Ausbildung ganz selbstlos, ohne die in der Erziehung des Mannes sich so oft vordrängenden Eigeninteressen vollenden kann. In der unbedingten Hingabe an dies eine große Ziel und in der Konzentrierung aller Kräfte darauf sieht Helene Lange die Aufgabe ihres Lebens.

Helene Lange wurde im Sturmjahre 1848 in Oldenburg geboren. Sie verlor die Mutter, als sie sechs Jahre, den Vater als sie sechzehn

Jahre alt war. Von früh auf war sie aufs Lesen verfallen, dem ernstesten mutterlosen Kinde war die Geisteswelt der Klassiker die wahre Heimat. Als der Sechzehnjährigen nun mit des Vaters Tod das Vaterhaus genommen wurde, ging sie zu ihrer weiteren Ausbildung ins französische Elsaß, gab Stunden und lernte französisch und bildete sich autodidaktisch weiter. Wie gründlich sie die französische Sprache und Literatur beherrscht, zeigt ihr „Leitfaden“ („Précis de l'Histoire de la Littérature française“), der bereits in achter Auflage erschienen ist. Helene Lange war dann jahrelang als Erzieherin tätig und leitete, nachdem sie in Berlin 1862 ihre Lehrerinnenprüfung abgelegt hatte, fünfzehn Jahre lang das mit der höheren Töchterschule des Fräulein Grain verbundene Lehrerinnenseminar.

Durch unausgesetzte Studien erwarb sich die hochbegabte Frau eine universelle humanistische Bildung. Die geistige Bedeutung ihrer Persönlichkeit, die klare Ruhe ihres Wesens, die ihrer schönen vornehmen Erscheinung den Zauber einer antiken Frauengestalt verlieh, ermangelte nicht des tiefen Eindrucks auf ihre Schülerinnen.

Aber unter der kühlen äußeren Ruhe der Niedersächsin schlug ein warmes, mutiges Herz, das sich besonders über das Unrecht kränkte, das

den Frauen durch die Unterdrückung ihres Wissens-
durstes geschah. In dem Freundeskreise, der sich
um die geistvolle Henriette Schrader, die geniale
Süngerin Pestalozzi's und Fröbels und ihren
Gatten, den Parlamentarier in Berlin, gesammelt
hatte und dem schon seit längerer Zeit Helene
Lange wie auch die treffliche Pädagogin Marie
Loeper-Houffelle angehörten, wurden Erzie-
hungsfragen häufig und eingehend diskutiert.
Aus diesem Kreise nun ward dem Kultusminister
und dem preussischen Abgeordnetenhaufe im Herbst
1887 eine Petition mit den Anträgen gesandt,
den Lehrerinnen eine größere Beteiligung an dem
wissenschaftlichen Unterricht auf der Mittel- und
Oberstufe der höheren Mädchenschule zu geben
und von Staatswegen Anstalten zur Ausbildung
wissenschaftlicher Lehrerinnen für die Oberklassen
der höheren Mädchenschulen zu errichten. Zur
Begründung legte man dieser Petition eine von
Helene Lange verfaßte Denkschrift bei: „Die
höhere Mädchenschule und ihre Bestim-
mung“, die mit großer Klarheit, aber auch mit
einer bis dahin unerhörten Kühnheit auf die
Schwächen der Mädchenbildung hinwies.

Die Verfasserin stellte diese Schwächen als
unausbleibliche Folge des Prinzips hin, das in
der Mädchenschule herrsche, jener Tendenz des

„Abschließens und Fertigmachens“, das den Mädchen statt eines erworbenen und erarbeiteten Wissens nur oberflächliche und zusammenhanglose Übersichten gebe. „Von allem, was Männer gründlich lernen, erfahren die Mädchen ein klein wenig; dies wenige aber selten so, daß das Interesse für spätere Vertiefung rege gemacht oder das Selbstdenken ernsthaft in Anspruch genommen würde, sondern als zu Übersichten gruppierte positive Tatsachen oder fertige Urteile, die, ohne Beziehung zum inneren Leben, dem Gedächtnis bald wieder entschwinden und nur das dünkelfhafte Gefühl des ‚Gehabthabens‘ und der Kritikfähigkeit zurüclaffen“.

Dieses Prinzip konnte nur entstehen aus der herrschenden falschen Ansicht über die Bestimmung der Frau. Es war die Frucht der auf der Konferenz deutscher Mädchenschulpädagogen zu Weimar 1872 in ihrer Denkschrift niedergelegten These: „Es gilt dem Weibe eine der Geistesbildung des Mannes in der Allgemeinheit der Art und der Interessen ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau an dem häuslichen Herde gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde, daß ihm vielmehr das

Weib mit Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühls für dieselben zur Seite stehe“.

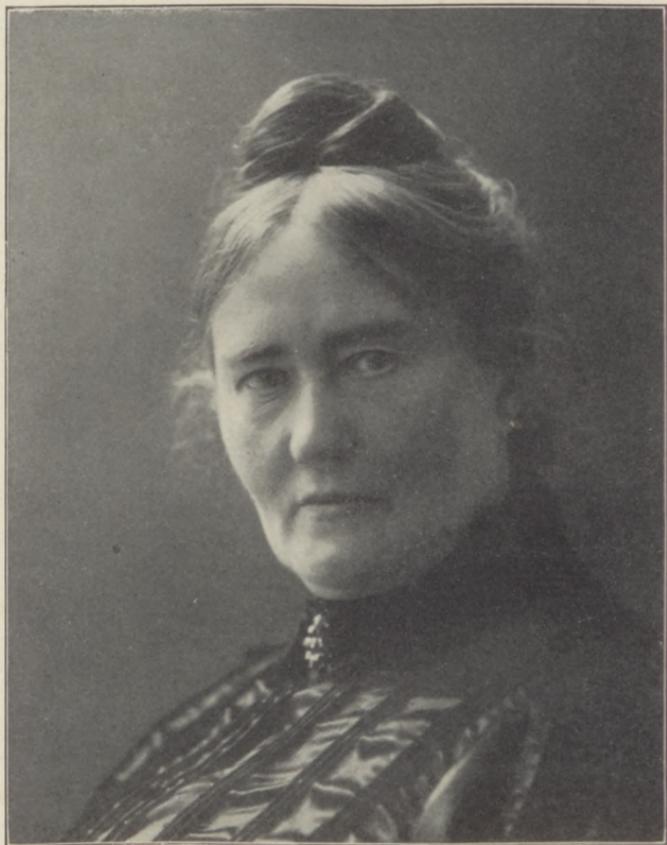
Statt so im Rousseauschen Sinne nur für das Gefallen des Mannes will Helene Lange, daß die Frau um ihrer selbst willen gebildet, daß sie um ihre große Aufgabe, die Erziehung der kommenden Generation, wirklich erfüllen zu können erst selber einmal zur geistig selbständigen, sittlichen Persönlichkeit erzogen werde. Dafür ist aber durchaus weiblicher Einfluß nötig. „Mit der ausschließlichen Beziehung der ganzen Entwicklung unsrer Mädchen auf den Mann fällt auch ihre ausschließliche Erziehung durch den Mann; ja, solche Frauen, wie wir sie wollen, können gar nicht durch Männer allein gebildet werden; es bedarf dazu aus vielen Gründen durchaus des erziehenden Fraueneinflusses“.

Dies wird dann eingehend pädagogisch begründet und führt zu der Forderung, die Frau in der Mädchenschule an die erste Stelle zu rücken, sowohl die Leitung wie den hauptsächlichsten Unterricht in den Oberklassen in ihre Hände zu legen. Hand in Hand damit geht die weitere Forderung, die Frau für Erteilung solchen Unterrichtes vorzubilden, eine wissenschaftliche Schulung für die Lehrerinnen zu schaffen.

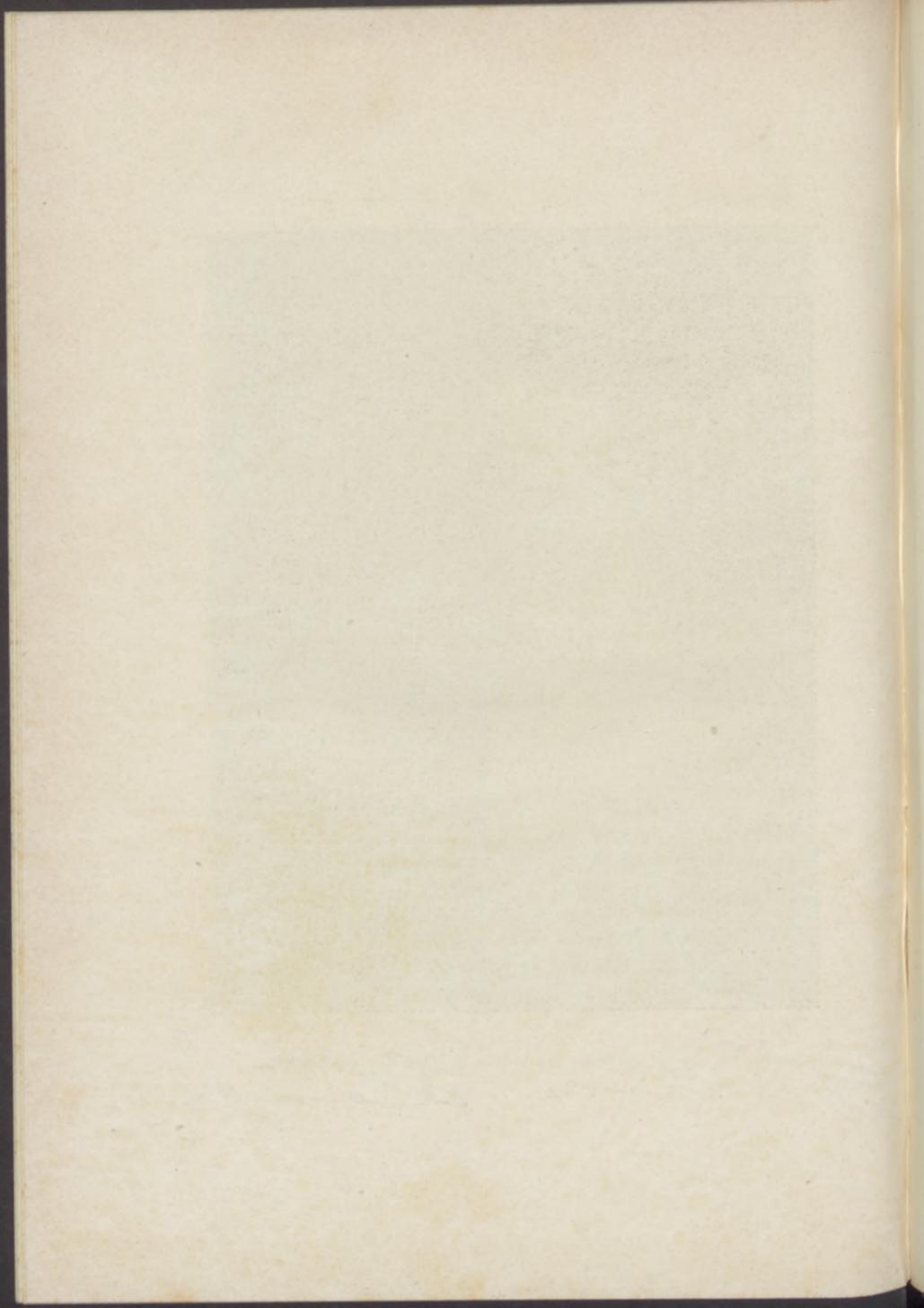
Die Wirkung der Broschüre war eine sehr verschiedene. Die Presse nahm sie, weil sie wirklich unbestreitbare Mißstände behandelte, mit Wohlwollen auf. Ein Wutgeschrei erhob sich dagegen in den Reihen der in ihren heiligsten Privilegien gekränkten Mädchenlehrer. Eine Flut von Gegenschriften suchte die Verfasserin zu widerlegen. Besonders warnte man vor den Konsequenzen, die nicht allein eine Umgestaltung der Frauenbildung, sondern auch eine ganz neue soziale Stellung der gebildeten Frau bezweckten.

Selten ist wohl ein so heißer Streit um eine pädagogische Schrift geführt worden wie der Kampf um die sogenannte „gelbe Broschüre“. Daß sie ihre Wirkung getan, läßt sich bis in unsre Zeit hinein verfolgen. Der Erfolg in Regierungskreisen war freilich zuerst gleich Null. Das Kultusministerium ließ seine Antwort fast ein Jahr ausstehen und als sie endlich einging, war sie durchaus ablehnend. Im Abgeordnetenhaus kam insolgedessen die Petition gar nicht mehr zur Verhandlung. Nur zu einem Zugeständnis bequemte man sich regierungsseitig: Die Ausbildung der Lehrerinnen für den Unterricht an Oberklassen sollte durch Stipendien usw. gefördert werden.

Sehr günstig für die Frauen war es in dem



Galena Lange



allgemeinen Entrüstungsturm, daß die deutsche Kronprinzessin, die spätere Kaiserin Friedrich, der Frauenbildung ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte. Wie über den Letteverein hatte sie auch über die von Ulrike Henschke gegründete und ausgezeichnet geleitete Viktoria-Fortbildungsschule das Protektorat übernommen und den gleichen Schutz ließ sie dem auf ihre Anregung hin von Miß Archer gegründeten Viktoria-Physikum zuteil werden, der einzigen Stätte in Berlin, wo den Frauen eine Anteilnahme an den Resultaten höherer Bildung, wenn auch noch kein eigenes wissenschaftliches Arbeiten, möglich war. Nun erhielten die hier begründeten Kurse zur Ausbildung von Oberlehrerinnen einen Staatszuschuß. Später richtete der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein ähnliche Kurse im Anschluß an die Universitäten in Göttingen, Bonn und Königsberg ein. Um die Interessen der Lehrerinnen zu fördern, hatte Marie Loepers-Housselle schon 1884 eine Zeitschrift „Die Lehrerin in Schule und Haus“ gegründet, die nicht allein die intellektuellen und praktischen Interessen der Lehrerinnen, sondern vor allem die Idee vertrat: „Erziehung der Frau durch die Frau“.

Auch der Allgemeine deutsche Frauenverein

nahm jetzt die Studienfrage wieder ernster auf. Er sammelte bereits seit Jahren an einem Stipendienfond, denn wenn auch deutsche Universitäten hie und da eine Frau unter Ausnahmungsbedingungen zum Studium zugelassen hatten, so hatte doch nur in der Schweiz, wo eine Beschränkung nach der andern fiel, das Frauenstudium größere Ausdehnung angenommen. Nach der Schweiz mußten die wißbegierigen Töchter Deutschlands pilgern, um vom Borne der Weisheit trinken und einen geordneten Studiengang durchmachen zu können, aber das war doch nur wenigen Bevorzugten möglich, denn es kostete Geld und wo wäre das damals in deutschen Familien für die Ausbildung der Töchter in größeren Summen flüssig gewesen?

Deshalb nahm man es mit hoher Freude auf, als im März 1888 die erste Schweizer Dr. juris, Frau Kempin, auf einer Vorstandskonferenz in Dresden erschien, und im Namen einer vorläufig nicht genannt sein wollenden Wohltäterin dem Allgemeinen deutschen Frauenverein 80 000 Mark zu Studienzwecken zu Gebote stellte. Dieser Fond wurde später von der hochherzigen Stifterin, Frau Luise Lenz-Heymann, noch erhöht und weitere Zuwendungen erfolgten bei ihrem Tode.

Der Allgemeine deutsche Frauenverein beschloß nun eine Petition an die deutschen Regierungen zu versenden, in der ersucht wurde, „den Frauen den Zutritt zu den ärztlichen Berufen und dem wissenschaftlichen Lehrberufe durch Freigebung und Beförderung der dahin einschlagenden Studien zu ermöglichen. Zu dem Zweck wurde ferner gebeten: „daß den Frauen das Studium an den Landesuniversitäten freigegeben werde, respektive, daß sie zu den dazu erforderlichen Eintritts- und Abgangsprüfungen zugelassen werden“ — sowie „daß auch diejenigen Studien und Prüfungen, durch welche die Männer die Befähigung zum wissenschaftlichen Lehramt erhielten, den Frauen freigegeben werden“.

Als Begleitschriften waren dieser Petition Mathilde Webers Schrift „Ärztinnen für Frauenkrankheiten eine ethische und sanitäre Notwendigkeit“ und eine inzwischen von der durchaus nicht entmutigten Helene Lange verfaßte Broschüre „Frauenbildung“ beigegeben. Helene Lange wies in dieser Schrift aufs neue darauf hin, wie wichtig für Mädchen von vierzehn bis siebzehn Jahren der weibliche Einfluß in der Schule sei und bat wiederum den Lehrerinnen zu ermöglichen, sich das für den Unterricht auf den Oberstufen nötige Wissen zu erwerben und zwar auf

dem Wege der ordentlichen Hörerinnen an den Universitäten.

Die Regierungen blieben auf diese Petition entweder die Antwort schuldig, oder sie gaben ihrer Ablehnung mit einem „für jetzt noch nicht“ — „zurzeit noch nicht“ eine mildere Wendung.

Nicht besser erging es dem inzwischen von Frau Ketteler begründeten „Frauenverein Reform“, der mit radikalen Tendenzen nur zu dem Zwecke gegründet war, der Frau aus Erwerbsgründen den Zutritt zum Studium aller Wissenschaften zu erobern — und zwar kraft einer der männlichen ganz gleichen Vorbildung. Er reichte deshalb 1888 und 1889 Petitionen um Zulassung von Frauen zum Maturitätsexamen an Gymnasien und Realgymnasien und zum Studium auf Universitäten und Hochschulen ein. Diese Petitionen hatten ein ähnliches Schicksal wie die des Allgemeinen deutschen Frauenvereins. Es begannen nun jene lieblichen Kompetenzstreitigkeiten, die die Forderungen der Frauen wie einen Fangball immer vom Reichstag den Einzellandtagen und von diesen wieder dem Reichstag zurückwarfen. Selbst über eine mit fast 60 000 Unterschriften bedeckte Petition um Freigabe des Medizinstudiums ging im Jahre 1893 der Reichstag zur Tagesordnung über.

Nur Baden nahm eine wohlwollendere Haltung ein; hier war es auch, wo der Verein „Frauenbildungsreform“ (so hatte er inzwischen seinen Namen geändert) im Herbst 1893 in Karlsruhe das erste Mädchengymnasium eröffnete, welches Mädchen in sechsjährigem Lehrgang durch das Pensum des humanistischen Gymnasiums führen sollte. Baden nahm seine Abiturientinnen auch zuerst als rite immatrikulierte Studentinnen an seinen Universitäten auf. Allmählich folgten dann die übrigen deutschen Universitäten nach, nur Preußen verweigert heute noch seinen Studentinnen die Immatrikulation. Der meiste Widerstand rührt dabei von den Medizinern her, von denen einige noch immer nicht ihre Auditorien und Seminare den Frauen öffnen wollen. Doch haben auch in Preußen schon verschiedene Frauen das medizinische Staatsexamen abgelegt, die in der Schweiz approbierte Ärztin, Dr. Senny Springer, hat sogar ihr Staatsexamen an der Berliner Universität wiederholt. Auch die Zulassung zum Examen pro facultate docendi ist den Frauen neuerdings gewährt worden.

Den philosophischen Doktorgrad hatten schon früher einzelne deutsche Frauen in der Schweiz erworben wie Ella Mensch und Claire Schubert-Feder. In den neunziger Jahren legten in der

juristischen Fakultät Anita Augspurg und Maria Raschke die Doktorprüfung ab.

Das pharmazeutische Studium und die Zulassung zum Apothekerberuf ward dagegen den Frauen durch Petitionen des Frauenwohl (1891) und des Berliner Frauenverein (1896) errungen. Besonders die zweite auf Anregung von Marie Mellien abgeschandte, die der Regierung zur Erwägung überwiesen wurde, hat diesen Erfolg erzielt.

Aber während hier vierzig Jahre unermüdlichen Kampfes fast ans Ziel führten, ist auf dem Gebiete der gymnastischen Vorbildung und der höheren Mädchenbildung überhaupt noch alles ungeklärt und heiß umstritten wie am Anfang.

Die tatkräftige Helene Lange begnügte sich nicht, mit Wort und Schrift für die Vertiefung der Frauenbildung zu kämpfen, sie gründete 1889 mit Unterstützung von Dr. Franziska Tiburtius und der pekuniären Mithilfe anderer Frauen im Anschluß an die Humboldt-Akademie „Realkurse für Mädchen“, die auf die Schweizer-Matura in drei Jahren vorbereiteten. Als 1893 die Aussichten auf Zulassung der Studentinnen an deutschen Hochschulen günstiger wurden, verwandelte Helene Lange diese Kurse in vierjährige

Gymnasialkurse mit dem Ziel der deutschen Matura.

In Leipzig eröffnete der Allgemeine deutsche Frauenverein ein halbes Jahr später seine Gymnasialkurse. Solche existieren jetzt in vielen deutschen Städten; ihre Durchführung wurde stets nur im Anschluß an die vollendete höhere Töchterschulbildung, an der die Unterrichtsverwaltung krampfhaft festhielt, gestattet. Erst in neuester Zeit haben außer Karlsruhe Baden-Baden, Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Köln, Essen, Jena, Königsberg, Danzig, Dessau, Dresden, Mannheim und Stuttgart Anstalten mit sechs-jährigem Lehrgang einrichten dürfen.

Aber ebenso wie die Bildung der Mädchen lag Helene Lange die Hebung des Lehrerinnenstandes am Herzen. Sie begründete deshalb auf einer Pfingsten 1890 in Friedrichroda abgehaltenen Lehrerinnenversammlung zusammen mit Auguste Schmidt und Marie Voepers-Houffelle den „Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein“, zu dessen Vorsitzenden sie erwählt wurde. Es sind ihm jetzt 90 Vereine mit 19 500 Mitgliedern angeschlossen und stellt er damit die größte Berufsorganisation deutscher Frauen dar.

Auch schriftstellerisch war Helene Lange in ausgezeichneter Weise für die Ideen der Frauen-

bewegung tätig. Jener Kampf um das Prinzip, den wir früher erwähnten, wurde von ihr zu einem harmonischen Ausgleich gebracht. Sie gab den leitenden Ideen der deutschen Frauenbewegung die philosophische Begründung und die klare Zielrichtung. Nicht Nachahmung des Mannes, sondern ein gleichwertiger und doch andersartiger Kulturbeitrag durch ungehinderte Entfaltung der weiblichen Eigenart ist das Entwicklungsziel. Helene Lange wirkte dafür in ihren Schriften: „Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau“, „Not“, „Bietätswerte“, „Wissen und sittliche Kultur“, „Grundfragen der Mädchenschulreform“ und in manchem gedankentiefen Aufsatz der von ihr gegründeten Monatschrift „Die Frau“. Ihr Hauptwerk aber ist das mit ihrer jüngeren Mitarbeiterin und Freundin, Dr. Gertrud Bäumer, herausgegebene „Handbuch der Frauenbewegung“.

In die organisatorische Arbeit der deutschen Frauenbewegung trat Helene Lange schon früh ein. Seit 1893 gehörte sie dem Vorstand des Allgemeinen deutschen Frauenvereins an; seit 1902 führt sie den Vorsitz. Von 1894 bis 1904 gehörte sie auch dem Vorstand des Bundes deutscher Frauenvereine an. Ebenso leitet sie den von ihr begründeten Berliner Frauenverein.

In die im Februar 1906 zur Vorberatung einer Reform des höheren Mädchenschulwesens im Kultusministerium in Berlin zusammengetretene Konferenz berufen, kämpfte sie dort aufs neue für ihre alten Ideale: „Gründlich wissenschaftliche Vorbereitung der Lehrerinnen und die Mädchenschule vorzugsweise der Frau“.

Weit über Deutschlands, ja Europas Grenzen ist der Ruf dieser seltenen Frau gedrungen, brachte doch jüngst eine japanische Zeitschrift ihr Bild und ihre Biographie. Wie hoch Helene Lange über die Wirkung der Frauenbewegung denkt, das sagen die Worte, mit denen sie ihren Vortrag über „die Endziele der Frauenbewegung“ auf dem Internationalen Frauentongress in Berlin im Jahre 1904 schloß: „So sicher, wie im organischen Leben neue Kräfte neue Lebensformen schaffen, wird der Einfluß der zum Selbstbewußtsein, zum Glauben an sich erwachten Frau andere ihr gemäßigere soziale Verhältnisse zu schaffen vermögen. Vielleicht sehr langsam — nicht durch wenige äußere Siege der organisierten Frauenbewegung, sondern durch die von innen heraus still und allmählich wachsende Macht eines neuen Willens. Je stärker er wird, um so weniger wird er des äußeren Kampfes bedürfen um sich durchzusetzen. Den Menschen selbst un-

bewußt, in jenem heimlichen Spiel geistiger Kräfte, das hinter jedem Werturteil, hinter jeder Willensäußerung und jedem Glaubenssatz der Menschheit steht, wird dieser neue Frauenwille wirksam werden.“





Nicht zu den eigentlichen Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung, aber zu ihren vielgenannten Führerinnen gehören Minna Cauer, Dr. jur. Anita Augspurg und Marie Stritt.

Minna Cauer übernahm den Vorsitz über den aus der „Frauengruppe der akademischen Vereinigung“ 1888 gegründeten Verein „Frauenwohl“. Dieser Verein arbeitete anfangs in der Richtung der Frauenbildungs- und Erwerbsvereine, bis nach und nach die propagandistische Tätigkeit immer mehr in den Vordergrund trat.

1899 schlossen sich der Verein Frauenwohl-Berlin und seine in anderen Städten gegründeten Zweigvereine zum „Verband fortschrittlicher Frauenvereine“ zusammen, und bilden den linken Flügel der Frauenbewegung. Sein Arbeitsfeld ist besonders die Propaganda auf rechtlichem, sozialpolitischem und politischem Gebiet. Zur weiteren Vertretung ihrer Ideen gründete Minna Cauer 1893 die Halbmonatsschrift „Frauenwohl“,

deren Parlamentsausgabe von Dr. jur. Anita Augspurg redigiert wird. Unter ihren jüngeren Mitarbeiterinnen ragen neben Maria Wischniewska besonders Else Lüders und Margarete Friedenthal hervor.

1895 erschien „Die Frau im neunzehnten Jahrhundert“ aus Minna Cauer's Feder.

Von den Gründungen, zu denen Frau Cauer anregte, sind zu nennen: Gartenbaukurse und photographische Lehrkurse für Frauen sowie die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit. Mit Julius Meyer beteiligte sich Frau Cauer an der Gründung des „Kaufmännischen Hilfsvereins für weibliche Angestellte“, nach der der Lehrerinnen die größte Berufsorganisation deutscher Frauen mit 19 400 Mitgliedern.

Dr. Anita Augspurg, die erste deutsche Juristin, wandte sich besonders der politischen Propaganda zu, begründete 1903 den deutschen Verband für Frauenstimmrecht, dessen Vorsitzende sie ist, und nahm an der Begründung des Internationalen Bundes für Frauenstimmrecht teil, zu dessen zweiter Vorsitzenden sie gewählt wurde. Ebenso ist sie zweite Vorsitzende des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine. Für das kirchliche Frauenstimmrecht tritt besonders Martha Bieß-Hamburg ein.

Marie Stritt, seit 1893 Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine und stellvertretende Vorsitzende des Frauenweltbundes, trat 1891 in die Frauenbewegung ein. Marie Stritt, die vor ihrer Verheiratung der Bühne angehörte, besitzt neben ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit eine glänzende Rednergabe. So war sie zuerst vorzugsweise als Propagandarednerin tätig; besonders tritt sie für gleiches Recht für Mann und Frau ein. Sie gehörte mit Dr. Anita Augspurg und Sera Proelß der Rechtskommission des Bundes an, die eine rege Agitation unter den deutschen Frauen während der Beratung des bürgerlichen Gesetzbuches ins Werk setzte, um die Rechte der Frauen im Familienrecht besser gewahrt zu sehen. Marie Stritt gründete 1894 den ersten Rechtsschutzverein für Frauen in Dresden, der in zahlreichen anderen deutschen Städten ebenfalls die Einrichtung von Rechtsschutzstellen zur Folge hatte. Eine Zentrale dieser Rechtsschutzstellen befindet sich unter Leitung von Dr. jur. Marie Raschke in Berlin und 1904 wurde der deutsche und österreichische Rechtsschutzverband gegründet, dem jetzt schon achtundvierzig deutsche und zwei österreichische Rechtsschutzvereine angehören. Da Aussicht vorhanden ist, daß sich auch die Rechtsschutzstellen des katho-

lischen Frauenbundes diesem Verbande anschließen, so wäre dann der Rechtsschutzverband diejenige Organisation in der deutschen Frauenbewegung, welche alle Vereine ohne Ansehen ihrer sonstigen Partei- oder Konfessionszugehörigkeit umschließt.

Marie Stritt folgte 1899 Auguste Schmidt in der Präsidentschaft des Bundes deutscher Frauenvereine und war in dieser Eigenschaft 1904 Präsidentin des Internationalen Frauenkongresses in Berlin. Sie hat das bekannte Buch von Perkins-Gilman „Women and Economics“ übersetzt. Seit Jeannette Schwerin's Tode ist sie die Herausgeberin des „Zentralblattes des Bundes deutscher Frauenvereine“; viele ihrer trefflichen Propagandareden sind im Druck erschienen.

Die geistigen Reflexe des in der Frauenbewegung zu Tage tretenden Kampfes um die Persönlichkeit offenbarten sich nicht nur in den Schriften der Frauenrechtlerinnen, wir finden durch sie das ganze weibliche Schrifttum der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beeinflusst. Überall steht das Verhältnis von Mann und Frau im Mittelpunkt des Interesses. Für die geistige Kameradschaft treten Johanna Niemann, Frieda von Bülow, Lou Andreas Salomé, Sophie Hochstetter, Emmy von

Egidy und viele andere in ihren Romanen ein. Das sexuelle Problem bot Helene Böhlau in „Recht der Mutter“ und „Halbtier“ und Gabriele Reuter in „Aus guter Familie“ den Stoff zu erschütternden Darstellungen. Sie lehnen sich darin gegen die Mißachtung, Unterdrückung und Ausnutzung der Frau in ihrem Weibsein auf und suchen auch die geschlechtliche Liebe auf das Niveau einer reineren und höheren Auffassung zu erheben. Es ist die neue Wertung der Mutterschaft, die von diesen Schriftstellerinnen ausging und weiten Widerhall in der Frauenbewegung fand, während diese Laura Marholms mit glänzender Dialektik verteidigte, frankhaft entartete Sexualtheorie energisch ablehnte.

Einige Schriftstellerinnen, in denen der Künstler stärker war als das Weib, sind ohne Parteinahme an der Tendenz der Frauenbestrebungen vorübergegangen, haben aber wie Marie von Ebner-Eschenbach, Ricarda Huch, Ibsolde Kurz u. a. durch den tiefen Gehalt ihrer Werke an der Evolution der Frauenseele teilgenommen.

Unter den wissenschaftlich arbeitenden Frauen stehen Karoline Michaelis de Vasconcellos, Lady Blennerhasset geb. Gräfin Leyden, die Direktorin des Kieler Museums Professor Westorf und Dr. Lydia Rabinowitsch-Kempner obenan,

während für die bildenden Künste Käthe Kollwitz den Standard der Frauenleistungen zu ansehnlicher Höhe emporgehoben hat.

Den Friedensbestrebungen ist die Lebensarbeit Bertha von Suttners geweiht. Ihr gebührt das Verdienst, durch ihren Roman „Die Waffen nieder“ weite Kreise von Männern und Frauen für die Idee des Weltfriedens gewonnen zu haben.

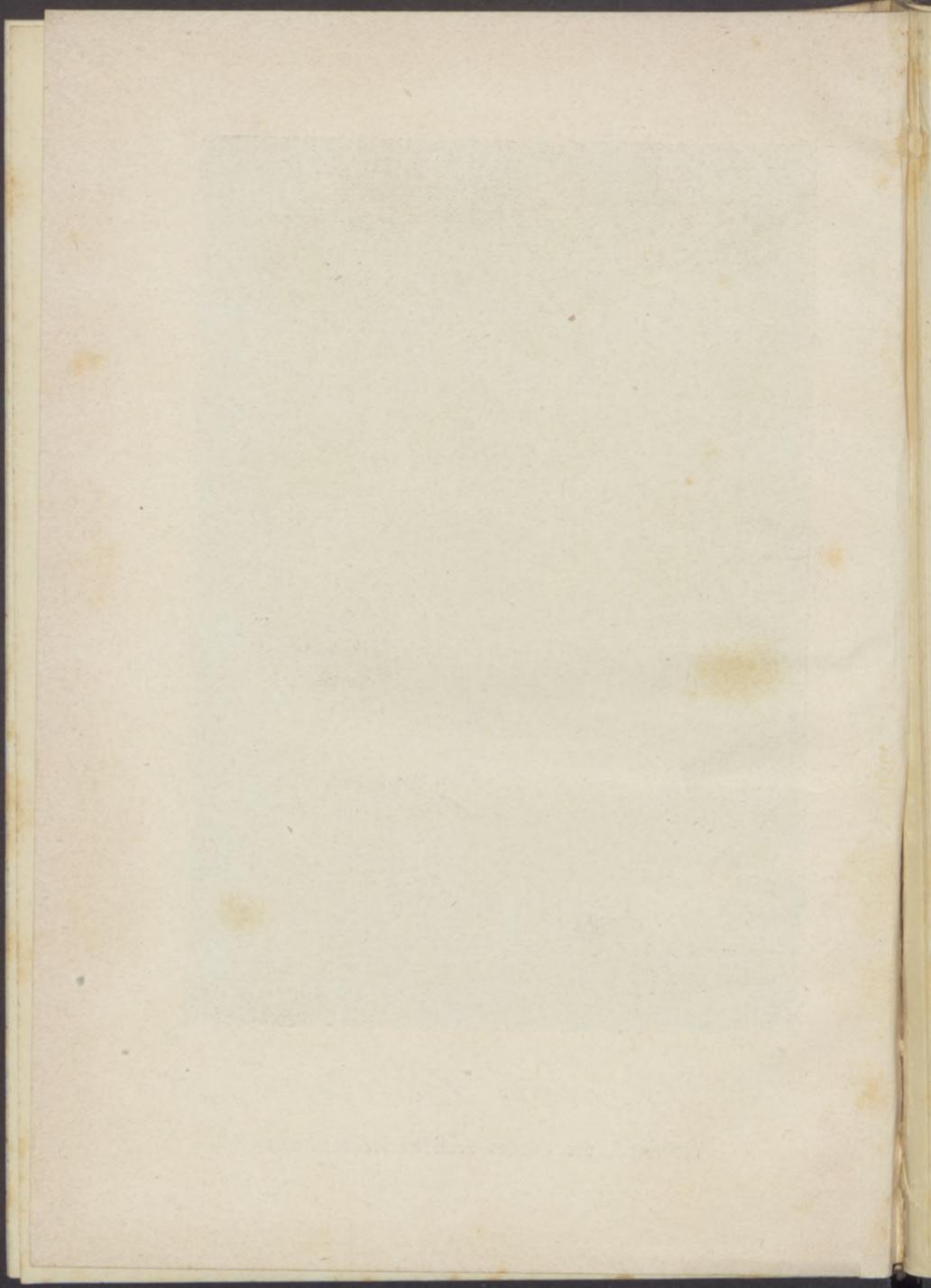
Was sonst die Frau in wissenschaftlichem und künstlerischem Streben ihrer Psyche an Eigenwerten abzurufen vermag, wird die reichere Entwicklung kommender Zeiten dartun. Eines aber ist schon heute gewiß: dadurch, daß die soziale Arbeit immer mehr in die Hände der Frauen hinübergleitet, ist unsere moderne Kultur um einen neuen Bestandteil, das mütterliche Element, bereichert worden.





Maria Hill

Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine.





Sinen ganz neuen Frauenberuf erschloß Dr. Elvira Castner durch Begründung einer Gartenbauschule in Mariensfelde bei Berlin. Dr. Castner ist ein self made woman in des Wortes bester Bedeutung. Sie war zuerst Lehrerin, und als sie durch eine Erkrankung ihre Stimme verlor, entschloß sie sich, in Amerika Zahnheilkunde zu studieren. Sie machte ihren Dr. dent. in Chicago und erfreute sich bald in Berlin einer ausgezeichneten Praxis. Daneben förderte sie unablässig ihre Lieblingsidee, eine Gartenbauschule zu gründen, um die Frauen für den heimischen Obstbau zu gewinnen. Sie richtete auf ihrem Grundstück in Friedenau zuerst eine kleine Schule ein, die bald erweitert werden mußte und nach Mariensfelde bei Berlin verlegt wurde. Die trefflich geleitete Schule, die kürzlich ihr zehnjähriges Bestehen feierte, hat bereits eine große Anzahl Schülerinnen ausgebildet, die als Gärtnerinnen, Garten-

baulehrerinnen wie als Besitzerinnen eigener Gärtnereien einen gesunden und lohnenden Beruf gefunden haben.

Den ersten Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung war ein hohes Alter beschieden, so konnten sie manche goldene Frucht aus dem ausgestreuten Samen reifen sehen. Zwar hatte Luise Otto sich mehrere Jahre vor ihrem Tode von jedem Auftreten in der Öffentlichkeit zurückgezogen, aber bis zuletzt nahm sie lebhaften Anteil an allem, was die Frauen bewegte.

Die innige Freundschaft mit Auguste Schmidt und ihren Schwestern hatte ausgehalten. Dreißig Jahre lang kam Luise Otto aus ihrer kleinen Wohnung in dem Vororte Connewitz jeden Freitag ins Schmidtsche Haus in Leipzig. Dann mußten alle drei Schwestern da sein, und dann ward alles durchgesprochen, was die Entwicklung der Frauensache betraf. Im Sommer, während der heißen Zeit, weilte Luise Otto regelmäßig einige Monate in ihrem Hause in Meissen. Da suchte sie dann wiederum Auguste Schmidt oft auf.

1891 legte sie die Leitung der Generalversammlung in Dresden in die Hände von Auguste Schmidt, weil ihre leise Stimme nun vom Alter ganz undeutlich geworden sei. Nach einem nicht

ganz leichten inneren Kampfe schrieb sie damals an Auguste Schmidt: „Immer habe ich den Frauen Selbsterkenntnis gepredigt; ich muß jetzt den Beweis liefern, daß ich auszuüben vermag, was ich anderen geraten. Du mußt jetzt an meine Stelle treten und ich weiß, du kannst es“.

Als Auguste Schmidt sie bei Begründung des Bundes deutscher Frauenvereine um Rat fragte, ob sie die ihr angebotene Präsidenschaft übernehmen solle, erwiderte sie: „Ihr gründet vielleicht den Bund einige Jahre zu früh. Mir jedoch, die ich die Schneeglöckchen so liebe, steht es nicht zu, euch daran zu hindern; du mußt aber den Ruf annehmen und die Traditionen des Allgemeinen deutschen Frauenvereins auch im Bunde aufrecht erhalten.“

Als zu Ostern 1894 die Leipziger Gymnasialkurse für Mädchen eingerichtet wurden, nahm Luise Otto zum letztenmal an einem öffentlichen Akte teil. Fremde, die die zarte gebrechliche Greisin sahen, ahnten nicht, daß dies die Lerche sei, die einst der deutschen Frauenwelt jauchzend das Morgenrot einer neuen Epoche verkündet hatte.

Wenige Tage vorher war der Bund deutscher Frauenvereine wirklich gegründet worden. So sah Luise Otto ihr Lebenswerk befestigt und ge-

krönt und als der Tod sie nach schmerzhaftem Leiden am 13. März 1895 abrief, da konnte sie ruhig die Arbeit den treuesten Freundeshänden überlassen.

Die deutschen Frauen aber, denen sie so unendlich viel gegeben, setzten ihr, der „Treuesten der Treuen“, in dankbarer Erinnerung ein Denkmal auf dem Johannesfriedhof in Leipzig mit der Inschrift: „Der Führerin auf neuen Bahnen in Dankbarkeit und Verehrung die deutschen Frauen“.

Auguste Schmidt trat nun ganz an ihre Stelle. Freilich hatte sie daneben auch noch den angreifenden Posten der Bundesvorsitzenden auszufüllen.

Bei einem Besuch der Wartburg gelegentlich des Lehrerinnentages Pfingsten 1901 wurde sie von den deutschen Lehrerinnen noch einmal enthusiastisch gefeiert. Bald darauf machten sich bei ihr die Folgen eines unendlich arbeitsreichen Lebens geltend, ein Herzleiden zeigte sich, das sich rasch verschlimmerte.

„Leben ist Streben“ war ihr Losungswort gewesen. Sie arbeitete bis acht Tage vor ihrem Tode. Ein sanfter Tod nahm sie nach kurzer Krankheit am 10. Juni 1902 hinweg. Man

hat sie neben ihrer getreuen Louise Otto zur Ruhe gebettet.

Auch an ihrem Grabe erhebt sich ein Stein, er trägt ihr Bild von Künstlerhand und darunter die Worte: „Der geliebten Führerin, dem großen Menschen der Allgemeine deutsche Frauenverein“.





Sroßen Menschen, voll entwickelten Persönlichkeiten und wahrhaft idealen Gestalten begegnen wir unter den Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung.

Tapfer und unverzagt bahnten sie sich ihren Weg durch tausend Hemmnisse, oft zurückgedrängt, aber nie entmutigt, oft angegriffen und verspottet, aber nie wankend gemacht in dem Streben nach ihren hohen Zielen. Und ihre Gehilfen in diesem Kampf gegen zähes Vorurteil, gegen männlichen Herrscherdünkel und niedrige Konkurrenzfurcht waren großdenkende und gerechte Männer, die im Aufstreben der Frauen die Menschheitsentwicklung zu fördern trachteten.

Darum wird das, was edle deutsche Frauen gepflanzt und mit ihrem Herzblut genährt haben, ein Segen werden nicht nur ihren Schwestern, sondern durch sie dem ganzen deutschen Volke. Schon jetzt tritt mehr und mehr die Frauenbewegung auch bei uns in Deutschland aus dem

Stadium des Kampfes in das friedlicher Kultur-
entwicklung, für die beide Geschlechter ihre besten
geistigen und sittlichen Kräfte einzusetzen beginnen,
weil nur durch gemeinsames Wirken das letzte
Ziel erreicht werden kann: die Höherentwicklung
der Menschheit.



Nachweis der benutzten Literatur:

- Helene Lange und Gertrud Bäumer, Handbuch der Frauenbewegung. Teil 1, 2, 3. W. Moeser, Berlin S.
- Luiſe Otto-Peters, Das erste Vierteljahrhundert des Allgemeinen deutschen Frauenvereins. Kommissionsverlag von Moriz Schäfer. Leipzig, 1890.
- Frauenleben im Deutschen Reich. Moriz Schäfer. Leipzig, 1876.
- Mein Lebensgang. Gedichte. Ebenda, 1893.
- Auguste Schmidt und Hugo Rößch, Luiſe Otto-Peters. H. Voigtländer. Leipzig, 1898.
- Neue Bahnen. Moriz Schäfers Verlag. Leipzig, Jahrgänge 1887, 1888, 1899, 1904.
- Rosalie Büttner und Dr. Käthe Windscheid, Auguste Schmidt. Verlag des Frauengewerbevereins Leipzig.
- Otto Verdrow, Rahel Barnhagen. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.
- Malvina von Meyſenbug, Memoiren einer Idealistin. Schuster & Böffler, Berlin.
- Marie Calm, Die Stellung der deutschen Lehrerin. Lüderichscher Verlag (A. Charisius). Berlin, 1870.
- Artikel in der Deutschen Hausfrauenzeitung. Jahrgang 1870, 1875, 1878, 1879.

- Marie Calm, Artikel in Die Lehrerin in Schule und Haus. Jahrgang 1886.
- Mathilde Weber, Ärztinnen für Frauenkrankheiten eine ethische und sanitäre Notwendigkeit. Franz Fues. Tübingen, 1889.
- Henriette Goldschmidt, Ideen über weibliche Erziehung. Carl Richter. Leipzig, 1882.
- Hermann Bötsche, Friedrich Fröbels Leben und Wirken. Emil Dreher. Berlin, 1882.
- Hedwig Dohm, Der Frauen Natur und Recht. 1893.
 — Geschichte einer Seele. S. Fischer. Berlin.
 — Die Mütter. Ebenda.
- Fanny Lewald, Osterbriefe für Frauen. D. Jante, 1863.
 — Für und wider die Frauen. Ebenda, 1875.
- Fenny Hirsch, Der Frauen-Anwalt. Otto Loewenstein. Berlin.
 — Die Hörigkeit der Frau von John Stuart Mill.
- Lina Morgenstern, Frauenarbeit in Deutschland. Verlag der deutschen Hausfrauenzeitung.
 — Die Frauen des 19. Jahrhunderts. 3 Bände. Ebenda.
 — Geschichte des Vereins Berliner Volksküchen. Ebenda.
 — Handbuch für Frauen für 1885. Ebenda.
 — Deutsche Hausfrauenzeitung.
- Helene Lange, Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung. S. Dehmgke. Berlin, 1888.
 — Rede zur Eröffnung der Realkurse für Frauen. Ebenda, 1889.
 — Unsere Bestrebungen. 1892.
 — Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau. Jahrgänge der Frau von 1896—1906.
 Deutscher Lehrerinnenkalender 1905/06.

- Febronia Rommel, Verhandlungen der 9. General-
 versammlung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnen-
 vereins. Theodor Hoffmann. Gera, 1905.
- Aus dem Englischen von Jenny Hirsch. F. Berggold.
 Berlin, 1870.
- Centralblatt der deutschen Frauenbewegung. Jahrgang 1905.
- Marie Mellien, Zur Geschichte der deutschen Frauen-
 bewegung. A. Haack. Berlin N.-W.
- Jeannette Schwerin, Artikel im „Frauenwohl“, 1894,
 in der „Frauenbewegung“ Nr. 6 1896, Nr. 2 1898,
 in Heft 8 der „Frau“ 1896.
- Helene Lange, Dr. Fr. B. Foerster, Alice Salo-
 mon, Jeannette Schwerin zum Gedächtnis. Max
 Hoffschläger. Berlin.
- Jeanne Marie v. Gayette-Georgens, Mädchenwelt,
 1848.
- Geist des Schönen in Kunst und Leben. Nicolai. Berlin.
- Die Frauen in Erwerb und Beruf. Deutsches Ver-
 lagsinstitut. Berlin.
- Sich selbst erobert. Roman. Ebenda, 1873.
- Maximus Casus. Roman. Ulrich Frank. Berlin. 1869.
- Die Schulen der weiblichen Handarbeit. Richters
 Verlag. Leipzig.
-

Sach- und Namenregister

- Marbanell, Dr. 188.
Abstinenzbewegung 176.
Akademie zur Fortbildung
junger Damen 111.
Albrecht, Dr. Karl 45.
Alice-Verein 75. 81.
Allgem. Deutscher Frauen-
verein 48. 49. 61—67.
166. 209—211.
Allgemeiner deutscher Lehre-
rinnenverein 215.
Andreas-Salomé, Lou 222.
Archer, Georgina 111.
Arnim, Bettina von 121.
Asch, Frau 177.
Augsburg, Dr. jur. Anita
184. 220. 221.
Augusta, Kaiserin 181.
Auskunftsstelle der deutschen
Gesellschaft für ethnische
Kultur 193.
Baden, Großherzogin von
181.
Bäumer, Gertrud 135. 216.
Benas, Henriette s. Hen-
riette Goldschmidt.
Berliner Frauenverein 214.
216.
Berliner Hausfrauenverein
109.
Berliner Volksküchen 108.
Bieber-Böhm, Hanna 173
bis 175. 176. 180. 182.
Bischoff, Professor von 137.
Blennerhasset, Lady 223.
Blum, Robert 19. 22.
Böhlau, Helene 223.
Breslauer Frauenbildungs-
verein 178. 179.
Büchner, Louise 72—81. 202.
Bülow, Frieda 222.
Bund deutscher Frauenver-
eine 180. 181. 182.
Bund israelitischer Frauen-
vereine 182.
Bund katholischer Frauen-
vereine 182.

- Butler-Haimhausen, Gräfin
 Viktorine von 114—118.
 Butler, Josephine 168. 175.
- Calcar, Frau von 87.
 Calm, Marie 66—71. 202.
 Castner, Dr. dent. Elvira
 225. 226.
 Cauer, Minna 112. 182.
 195. 219. 220.
 Crüsemann, Hedwig, siehe
 Hedwig Heyl.
- Deutsche Gesellschaft für
 ethische Kultur 192.
 Deutsche Hausfrauenzeitung
 113.
 Dohm, Hedwig 137—141.
 Dyhrenfurth, Gertrud 199.
- Ebner-Eschenbach, Marie
 von 223.
 Eckhardt, Professor Ludwig
 45.
 Egiby, Emmy von 222.
 Evangelischer Frauenbund
 182.
- Föderation 175.
 Förster, Helene von 181. 182.
 Förster, Auguste 69. 180.
 182.
 Frauenverein Reform 212.
- Frauenverein zur Beförde-
 rung der Kindergärten 87.
 Frauenweltbund 221.
 Frenzel, Dr. Karl 61.
 Fröbel, Friedrich 82—86.
 Fröbel, Karl 85. 123.
 Friedenthal, Margarete 220.
 Freudenberg, Jfa 175. 181.
 Fürth, Henriette 199.
- Gayette-Georgens, Jeanne
 Marie 96—102.
 Gartenbauschule 225.
 Gebauer, Frau 182.
 Georgens, Jan Daniel 97
 bis 102.
 Gerhard, Adele 199.
 Gizycki, Lily von (Frau
 Braun) 182. 199.
 Gnauck-Kühne, Elisabeth
 199.
 Goldschmidt, Henriette 35
 bis 40. 48—50. 61. 92
 bis 95. 184.
 Goldschmidt, Johanna 92.
 Guillaume, Gräfin Schach
 167—173.
 Gymnasiafkurse 215.
- Hauspflege 195.
 Hecht, Marie 177.
 Heinrichs, Josef 45.

Hensche, Ulrike 36. 209.
Hehl, Hedwig 103.
Heymann, Lida-Gustava 175.
Hippel, Theodor von 120.
Hirsch, Jenny 56—59. 130.
Hochstetter, Sophie 222.
Hofmann, Frau 171.
Hofmann, Ottilie 176. 182.
Hofst, Amalie 121.
Huch, Ricarda 223.

Internationaler Frauen-
kongreß 112. 217.
Jacoby, Dr. Johann 128.
Jacoby, Professor Hermann
131. 132.

Keil, Ernst 18. 19. 22.
Kempin, Frau Dr. jur. 210.
Ketteler, Frau 212.
Kinderschützverein 110.
Klemm, Kulturhistoriker 17.
Kollwitz, Käthe 224.
König, Robert 131.
Korn, Hauptmann 39. 40. 60.
Krukenberg-Conze 151.
Kulturbund 168.
Kurz, Ffolde 223.

Laddey, Emma 149.
Lagarde, Paul de 131. 133.
134.

Landesverein Preußischer
Volkschullehrerinnen 181.
Lange, Helene 182. 202 bis
218.
Laswiz, Emma 177.
Lehmus, Dr. med. Emilie
161.
Lehrerin in Schule u. Haus,
Die 209.
Leng-Heymann, Luise 210.
Lette, Anna 55. 56. 182.
Lette, Präsident 53. 55.
Letteverein 54. 55. 56.
Lewald, Fanny 125—130.
Lischnewska, Maria 175.
181. 220.
Loeper = Houffelle, Marie
205. 209. 215.
Lüders, Else 220.
Lungstrass, Berta 176.

Mädchen- u. Frauengruppen
f. soziale Hilfsarbeit 195.
Mädchenhorte 105.
Mahrenholz, Frau von 84.
86—91. 105.
Marholm, Laura 223.
Matthäi, Charlotte 8. 9. 10.
Mellien, Marie 214.
Menzger, Marianne 92. 166.
Mestorf, Professor 223.

- Rehsenbug, Malvida von
 121—125.
 Michaelis de Wasconcellos,
 Karoline 223.
 Morgenstern, Lina 87. 88.
 106—113. 171. 182.
 Mosse, Emilie 105.
 Mueller, Paula 182.
 Müller, Gustav W. 14. 15.
 Müller, Moritz 45.

 Nathusius, Ph. von 131.
 Naue, Betty 115. 182.
 Niemann, Johanna 222.

 Olberg, Oda 199.
 Otto, Luise 6—30. 34. 35.
 42—49. 63. 64. 171.
 226—228.
 Otto, Gerichtsdirektor 8—10.

 Pappriß, Anna 175. 176.
 Pharmazeutisches Studium
 214.
 Pestalozzi-Fröbelhaus 103.
 Peters, August 23—27.
 Proelß, Sera 184. 221.

 Rabinowitsch-Kempner, Dr.
 med. Lydia 223.
 Raschke, Dr. jur. Marie 221.
 Realkurse 214.
- Reichardt-Stromberg, Frau
 131.
 Reuter, Gabriele 223.
 Rößler-Mühlfeldt, Dr. 45.
 61.

 Salomon, Dr. phil. Alice
 196. 199.
 Schepeler-Lette f. Anna Lette.
 Schöven, Katharina 175.
 Schirmacher, Dr. Käthe 175.
 Schlesißer-Frauenbund 185.
 Schneider, Elisabeth 181.
 Schmidt, Anna 43—45. 153.
 Schmidt, Auguste 27—35.
 42. 43. 64. 65. 182. 184.
 202. 215. 226—229.
 Schrader, Henriette 103 bis
 105.
 Schwerin, Jeanette 182. 188
 bis 201.
 Silberstein, Dr. Aug. 61.
 Simon, Helene 199.
 Simson, Anna 177—186.
 Sittlichkeitsbewegung 167
 bis 176.
 Springer, Dr. med. Jenny
 213.
 Stägemann, Frau 171.
 Steyber, Ottilie von 43. 44.
 Stritt, Marie 182. 184. 221.
 222.

Suttner, Bertha von 226.
Sybel, Professor Heinrich
von 131—133.

Tiburtius, Dr. med. Fran-
ziska 161—165. 214.

Tiburtius = Pagelsen, Dr.
dent. Henriette 155—165.

Varnhagen, Rahel 4—6.

Vaterländische Frauenver-
eine vom Roten Kreuz 181.

Verein deutscher Lehrerinnen
66.

Verein Frauenwohl = Nürn-
berg 181.

Verein für Familien- und
Volkserziehung 88. 93.
105.

Verein für Fraueninteressen
181.

Verein für Hausbeamtinnen
153.

Verein für weibliche Fort-
bildung 92.

Verein Jugendschutz 174.

Verein zur Vertretung der

Interessen der Arbeite-
rinnen 171.

Viktoria, Kronprinzessin v.
Preußen 53. 54. 209.

Viktoriabazar 54.

Viktoria-Fortbildungsschule
209.

Viktoria-Lyceum 111. 209.

Vogeler, Elisabeth 105.

Voigt, Anna 48.

Waldeyer, Professor 113.
152.

Weber, Marianne 200.

Weber, Mathilde 142—154.
202. 211.

Wegener, Marie 180.

Wegscheider = Ziegler, Frau
Dr. 176.

Weibliche Hochschule 123.

Wendt-Troppau, Dr. 82.

Weyrowitz, Fräulein 66.

Winter, Alwine 48. 49.

Wollstonecraft, Mary 120.
121.

Wüstenfeld, Emilie 123.

Zettin, Klara 199.

Verzeichnis der Illustrationen

	zwischen Seite
1. Louise Otto (von ihrem Leipziger Denkmal)	zu Anfang des Buches
2. Auguste Schmidt	28 und 29
3. Louise Otto (Porträt)	34 " 35
4. Ottilie von Steyber	42 " 43
5. Anna Schmidt	44 " 45
6. Anna Voigt	48 " 49
7. Anna Vette	54 " 55
8. Jenny Hirsch	58 " 59
9. Marie Calm	66 " 67
10. Luise Büchner	72 " 73
11. Henriette Goldschmidt	92 " 93
12. Jeanne Marie v. Gayette-Georgens	96 " 97
13. Henriette Schrader	102 " 103
14. Dina Morgenstern	108 " 109
15. Butler-Haimhausen	114 " 115
16. Hedwig Dohm	138 " 139
17. Mathilde Weber	144 " 145
18. Henriette Tiburtius	154 " 155
19. Franziska Tiburtius	160 " 161
20. Frau Guillaume-Schad	166 " 167
21. Anna Simson	176 " 177
22. Jeanette Schwerin	192 " 193
23. Helene Lange	208 " 209
24. Marie Stritt	224 " 225

Druck von Ernst Gedrich Nachf., S. m. b. H., Leipzig



58

22

2000

Biblioteka Główna UMK



300001550764

B. P. 200

Biblioteka
Główna
UMK Toruń

656312

Plot
Begriff
man
Frau
bewe
100

A
19